

Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW
Hochschule für Soziale Arbeit HSA
Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit
Olten

Sozialisation von männlichen Jugendlichen

Bachelor Thesis vorgelegt von
Laura Schai
17-528-621

Eingereicht bei
Dr. rer. soc. Christine Matter
Olten, im Januar 2021

Abstract

In der vorliegenden Arbeit werden die Kristallisationspunkte männlicher Sozialisation in der Jugendphase thematisiert. Dabei geht es weniger darum, die Unterschiede oder Gleichheiten zwischen weiblicher und männlicher Sozialisation aufzuzeigen, sondern vielmehr darum herauszufinden, was genau der männliche Sozialisationsprozess ausmacht und welchen Herausforderungen Jungen darin begegnen. Aufgrund dessen werden die Begrifflichkeiten Sozialisation, Geschlecht und Jugend thematisch eingeführt und abgegrenzt. Die Auseinandersetzung mit der männlichen Sozialisation zeigt einerseits die gesellschaftlichen Entwicklungen in Bezug auf Männlichkeit auf und was diese für männliche Jugendliche bedeuten. Andererseits zeigt die Auseinandersetzung auf, wie wichtig eine männliche Bezugsperson für die Sozialisation von Jungen ist. Zum Schluss wird die beantwortete Fragestellung auf die Soziale Arbeit appliziert.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
1.1	Ausgangslage	6
1.2	Fragestellung und Erkenntnisinteresse	7
1.3	Relevanz für die Soziale Arbeit	8
2	Ziel der Arbeit und methodisches Vorgehen	10
2.1	Aufbau der Arbeit	10
3	Sozialisation	11
3.1	Definitionen und Begrifflichkeiten	11
3.2	Modell der produktiven Realitätsverarbeitung	12
3.3	Kontexte der Sozialisation	13
3.3.1	Primäre Sozialisationsinstanz: Familie	13
3.3.2	Sekundäre Sozialisationsinstanz: Bildung	15
3.3.3	Tertiäre Sozialisationsinstanz: alltägliche Lebenswelt	16
4	Geschlecht	19
4.1	Definitionen und Begrifflichkeiten	19
4.2	Geschlechtsgebundene Sozialisation	20
4.3	Konzept Doing Gender	21
5	Jugend	23
5.1	Definitionen und Begrifflichkeiten	23
5.2	Jugend als Lebensphase	24
6	Bisherige Erkenntnisse	28
7	Männliche Sozialisation	29
7.1	Stand der Männerforschung	29
7.2	Definitionen – Begrifflichkeiten	29
7.3	Gesellschaftlicher Kontext der männlichen Sozialisation	31
7.4	Das Aufwachsen von Jungen	35
7.5	Sozialisationsinstanzen von männlichen Jugendlichen	37
8	Soziale Arbeit mit Jungen und Männern	43
8.1	Geschichte	44
8.2	Jungenarbeit	45

8.3 Anforderungen an die Soziale Arbeit	46
9 Beantwortung der Fragestellung	47
9.1 Fazit und weiterführende Überlegungen	50
9.2 Kritische Würdigung des Erkenntnisgewinns	53
10 Quellenangaben	55
10.1 Literaturverzeichnis	55
10.2 Abbildungsverzeichnis	58

1 Einleitung

Unabhängig ob Mädchen oder Jungen; das ganze Leben ist geprägt von geschlechtsgebundenen Rollenvorstellungen, Charaktertypologien und (gesellschaftlichen) Erwartungen. Diese geschlechtsspezifischen Zuschreibungen haben sich seit dem letzten Jahrhundert stark verändert. Ob als Mädchen oder Junge, ob als Frau oder Mann: wir sehen uns diversen geschlechtsgebundenen Alltagshandlungen und Herausforderungen gegenüber. Unser Denken, Fühlen und Handeln ist stark durch diese Zweigeschlechtlichkeit geprägt. Die (gesellschaftlichen) Strukturen, in welchen diese Zweigeschlechtlichkeit stattfindet, sind nicht starr, sondern verändern sich mit der Zeit. Es verändern sich soziale Beziehungen, Vorstellungen von Menschen und (vor-)gefestigte Strukturen wie beispielsweise Wahlrecht und Familienpolitik (vgl. Bereswill/Ehlert 2011: 168). Die Frauenbewegung – aber auch andere sozialen Bewegungen – stiessen in der Vergangenheit und stossen auch heute solche gesellschaftlichen Veränderungsprozesse an. Die Emanzipation der Frauen prägte die Forschung über Geschlecht und Geschlechterverhältnisse (vgl. Rendtorff 2006: 84). Letzteres erstellt eine soziale Rangordnung indem soziale Gruppen in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden und deren Zugang zu ökonomischen, politischen und kulturellen Ressourcen analysiert werden. Der Aushandlungsprozess bezüglich unseres Geschlechts und unserer Positionierung in der Gesellschaft begleitet uns das ganze Leben hindurch. Geschlecht ist eine Darstellungsleistung eines jeden Menschen im Alltag. Bei einem sozialisierten Individuum erfolgen sowohl die Darstellungsleistung wie auch die Interpretation dieser routiniert und implizit, somit bleiben sie für die Beteiligten meist ungesehen und sind auch in (wissenschaftlichen) Beobachtungen nur schwer zu entschlüsseln. Kinder hingegen verfügen noch nicht über eine solche Routine und müssen sich diese erst in einem Sozialisationsprozess aneignen (vgl. Gildemeister/Robert 2011: 96).

Durch die Sozialisation erlangt ein Mensch die grundlegenden Wissensbestände und Handlungsmuster, um als Mitglieder der Gesellschaft bestehen zu können (vgl. Lenz 2011: 385). Der Sozialisationsprozess bestimmt unser Handeln als Mädchen und Junge sowie als Frauen und Männer. Wir sind nicht nur aufgrund von biologischen Faktoren weiblich oder männlich (vgl. ebd.: 387).

In der Jugendphase ist die Darstellungsleistung sowie die Konstruktionsleistung von Geschlechtszugehörigkeit besonders kompliziert und kann zu Verunsicherungen führen. Jugendliche müssen sich nicht nur mit männlich und weiblich auseinandersetzen, sondern auch noch den Status jugendlich entwerfen (vgl. Jösting 2005: 12).

1.1 Ausgangslage

Keinem anderen Merkmal wird eine so grosse Wirkung auf den Sozialisationsprozess zugesprochen wie dem Merkmal „Geschlecht“ (vgl. Niderbacher/Zimmermann 2011: 159). Durch den gesellschaftlichen Wandel hat sich die Ausgangslage verändert: Jungen und Mädchen haben Variationsmöglichkeiten im Hinblick ihrer Geschlechtsidentität. Die ehemals vorgeschriebenen Stereotypen von Geschlechterrollen haben sich aufgeweicht und sind vielfältiger geworden. somit wurde es möglich, eine Geschlechtsidentität selbstreflexiver zu gestalten und nicht mehr nur auf stereotypen Geschlechterrollen aufzubauen. Aufgrund dessen wird in vielen Bereichen von einer Nivellierung der Verhaltensweisen von Mädchen und Jungen sowie Frauen und Männern gesprochen. Es wird weniger von Unterschieden und Gemeinsamkeiten oder von Verhaltensweisen aufgrund des biologischen Geschlechtes gesprochen. Diese sukzessiv zunehmende Unschärfe von den Geschlechterrollenstereotypen führt zu einem Verlust der Eindeutigkeit der Rollen und Deutungsmuster von Frauen und derer Weiblichkeit sowie Männern und deren Männlichkeit (vgl. ebd.: 159f.).

Das (sozial-)politische Pendant zu der Geschlechternivellierung stellt die (rechtliche) Gleichstellung von Mann und Frau dar, welche zwar weitgehend verwirklicht ist, jedoch noch keineswegs eine gelebte Wirklichkeit darstellt. Dies zeigt sich an der noch immer vorherrschenden Lohnungleichheit zwischen männlichen und weiblichen Arbeitnehmenden, der Aufteilung von Haus- und Familienarbeit bei Paaren, wobei Männer im EU- Durchschnitt 17 Stunden weniger pro Woche dafür investieren als Frauen oder auch am beruflichen Aufstieg in Konzernleitungen, welche für Frauen nach wie vor eine grössere Herausforderung darstellt. Hier könnten zahlreiche weitere Beispiele aufgeführt werden, wobei bei manchen die Männer und bei manchen die Frauen bevorteilt sind (vgl. Theunert 2016: 165f.). Auf politischer Ebene wird die Gleichstellung der Geschlechter vorwiegend mit gesetzlichen Regelungen in der Frauenförderung verstanden und ausgestaltet. In diesem Gleichstellungsparadigma ist die männliche Norm im Massstab der Nullpunkt, von welchem aus die weibliche Benachteiligung – primär in der Teilhabe an den Sphären von Geld und Macht – gemessen werden kann. Diese Grundannahme der Bevorzugung des männlichen Geschlechts identifiziert „den“ Mann als Gegner und sorgt dafür, dass die Gleichstellungsarbeit dann erfüllt ist, wenn die Frau gleich viel hat wie der Mann. Dies mag fair erscheinen, zeichnet aber nicht zwangsläufig einen gesellschaftlichen Fortschritt in die Richtung der Gleichstellung der Geschlechter. Ausgeblendet bleiben dabei die weiblichen Machtsphären – die emotionalen und sozialen Belange. So basiert die Gleichstellungsarbeit vor allem auf der Umverteilung von diversen Machtsphären, anstatt auf einer Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse (vgl. ebd.:

171). In diesem (antiquierten) Geschlechterverhältnis reproduzieren sich die Geschlechterrollenstereotypen und ihre Geschlechterungerechtigkeiten permanent. Zugespitzt lässt sich dies so formulieren: „(...), dass Gleichstellungspolitik heute letztlich nicht Emanzipation fördert, sondern Imitation, indem Frauen ermutigt werden, sich wie ‚richtige Männer‘ zu verhalten und die Spielregeln männlicher Leistungs- und Konkurrenzorientierung zu übernehmen.“ (ebd.: 172)

In den 1980er und 1990er Jahren hielt die Männerbewegung Einzug in die Geschlechterforschung / Gender Studies und leistete verschiedene Beiträge zu einer geschlechtergerechten Gesellschaft (vgl. ebd.: 174). Auffällig bei der Literaturrecherche zu dieser Arbeit war, dass Jungen und Männer aus einem negativ konnotierten Blickwinkel beschrieben werden in Medien, Fachliteratur aber auch im Alltag. Die Themenfelder sind meist das Patriarchat, Gewalt, Devianz, Jungen als Bildungsverlierer, etc. Meistens also eine beklagenswerte Negativspirale an Eigenschaften und Merkmalen von Jungen und Männern. Der Perspektivenwechsel von der sogenannten Benachteiligung der Mädchen hinzu der Benachteiligung der Jungen brachte drei zentrale Diskurslinien hervor (vgl. Schultheis/Fuhr 2006: 16ff. zit. in: Niederbacher/Zimmermann 2011: 173):

- „der ‚Arme-Jungen-Diskurs‘ weist die Probleme von Jungen primär den Frauen/Müttern zu,
- der ‚Die-Schule-Versagt-Diskurs‘ geht davon aus, dass die realen Bedürfnisse von Jungen von der Schule und ihren Organisationsstrukturen verkannt werden,
- wohingegen der ‚Wie-Jungen-Sind-Diskurs‘ die natürliche – d. h. auf biologische Ursachen zurückzuführende – Jungenhaftigkeit postuliert und dergestalt die Missachtung der spezifischen Bedürfnisse von Jungen kritisiert.“

1.2 Fragestellung und Erkenntnisinteresse

Jugendliche stehen heute vielfältigen Entscheidungsmöglichkeiten gegenüber und befinden sich in einer komplexen Übergangssituation von der Kindheit ins Erwachsenenalter, welche eine hohe Anforderung an deren Bewältigung stellt. Gerade der anstehende Übergang ins Erwachsenenalter kann exemplarisch die komplexen Prozesse der Herstellung von Geschlecht aufzeigen. In dieser Arbeit werden die sich daraus ergebenden geschlechtsgebundenen Anforderungen an Jungen und Männer aus theoretischer Perspektive beleuchtet. Dies beinhaltet Erkenntnisse zur Geschlechterforschung, sowie zur geschlechtsgebundenen Sozialisation. Diese Erkenntnisse werden auf die Lebensphase Jugend fokussiert.

Die Verfasserin ist als sozialpädagogische Mitarbeiterin in einer Wohngruppe eines stationären Sonderschulheims tätig, in welchem männliche Kinder und Jugendliche im Schulalter betreut werden. Die spezifische Zielgruppe in der Tätigkeit der Verfasserin sind aufgrund der Wohngruppenkonstellation ausschliesslich Jugendliche im Alter zwischen 12 und 16 Jahren.¹

Diese Bachelor Thesis soll einen Beitrag zur männlichen Sozialisation in der Lebensphase Jugend leisten und einen geschlechterbewussten Umgang im Kontext der Sozialen Arbeit fördern. Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die Frage:

Was sind die Kristallisationspunkte der geschlechtsgebundenen Sozialisation von männlichen Jugendlichen und inwiefern kann die Soziale Arbeit diesen begegnen?

1.3 Relevanz für die Soziale Arbeit

Die Soziale Arbeit ist ein (ehemaliger) Frauenberuf, welcher durch den gesellschaftlichen Wandel der Industrialisierung und Urbanisierung entstand. Die Soziale Arbeit entwickelt sich seit dieser Zeit von einem ehrenamtlichen, karitativen Fürsorgeberuf zu einem festen Bestandteil des sozialstaatlichen Sicherungssystems (vgl. Ehlert/Funk/Stecklina 2011: 11). Im politischen Diskurs über die Geschlechterverhältnisse und die Frauenbewegung begann sich die Soziale Arbeit zu entwickeln und schaffte viele Angebote für Mädchen und Frauen. Die Soziale Arbeit kämpfte gegen die Marginalisierung der Frau und gegen die Dominanz der Männer an. So kam es, dass die Geschlechterforschung grösstenteils auch eine etablierte und ausdifferenzierte Frauenforschung ist. Im Vergleich ist nur ein sehr begrenzter Teil der Geschlechterforschung Männerforschung (vgl. ebd. 12f.).

Die Soziale Arbeit ist eingebettet in dieses Geschlechterverhältnis stabilisiert es und versucht es zur gleichen Zeit zu überwinden. Dies zeigt sich mitunter daran, dass der Studiengang Soziale Arbeit von mehr Frauen als Männern gewählt wurde, die Spitzenpositionen in der Praxis der Sozialen Arbeit jedoch meist durch Männer bekleidet wird, so auch in der Institution, in welcher die Verfasserin tätig ist. Ebenso zeigt sich dies in der Praxis mit der Klientel. So werden teils implizite Geschlechterkonstruktionen nur wenig hinterfragt. Beispielsweise in der Schule sind Jungen Störer und Mädchen sind Gewinnerinnen im Bildungsprozess, auch in Opfer und Täter Dichotomien, sind Männer in der Tendenz die Täter und Frauen die Opfer (vgl. Bereswill/Ehlert 2011: 163).

¹ Diese Arbeit bezieht sich hauptsächlich auf den männlichen Blickwinkel, nicht um feministische Anliegen auszuschliessen, sondern um einen geschlechterbewussten Umgang zu fördern.

Aufgrund dessen erscheint eine Auseinandersetzung mit der Thematik Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sinnvoll, ebenso die Perspektive des Jungen beziehungsweise Mannes einzunehmen als wertvoll.

2 Ziel der Arbeit und methodisches Vorgehen

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist, Antworten auf die eingangs formulierte Fragestellung zu finden. Mithilfe von Fachliteratur unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen wird die Fragestellung bearbeitet. Die vorliegende Arbeit basiert grösstenteils auf Wissen aus Fachliteratur, welche durch gezielte Literaturrecherche beigezogen und als Grundlage verwendet wurde.

2.1 Aufbau der Arbeit

Der Aufbau der Bachelor Thesis gliedert sich insgesamt in fünf Teile mit wiederum einigen Unterkapiteln.

In einem ersten Schritt wird der Begriff Sozialisation erläutert und anhand des Modells der produktiven Realitätsverarbeitung beschrieben. Abschliessend geht es in diesem Kapitel um die Kontextualisierung der Sozialisation, was für ein differenzierteres Verständnis von männlicher Sozialisation in der Jugendphase wichtig ist. Männlichkeit spielt eine grosse Rolle in dieser Arbeit. Um zu wissen, wie diese entsteht, wird in einem nächsten Schritt das Geschlecht begrifflich abgegrenzt und dessen Herstellung mit dem Konzept Doing Gender erläutert. Im dritten Teil der Arbeit wird Jugend als Lebensphase skizziert. Diese ersten drei Schritte dienen der Einführung sowie Abgrenzung der Thematik und bieten in erster Linie einen Überblick und haben keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit, vieles wird nur angedeutet oder kurz gestreift.

Im vierten Teil der Arbeit geht es um die männliche Sozialisation. Ein Exkurs in diesem Kapitel führt zu Connells Ansatz der „hegemonialen Männlichkeit“, welcher in der Männerforschung in den 1990er Jahren für Aufsehen sorgte. Das folgende Kapitel nimmt Bezug zur Sozialen Arbeit mit Jungen und Männern. Den Abschluss dieser Arbeit bilden die Beantwortung der eingangs formulierter Fragestellung und darüber hinaus die weiterführenden Gedanken.

3 Sozialisation

3.1 Definitionen und Begrifflichkeiten

Um die Mitgliedschaft in der Gesellschaft beziehungsweise in gesellschaftlichen Teilbereichen zu erhalten, sind eigens dafür Handlungskompetenzen notwendig, welche im biografisch eingelagerten Sozialisationsprozess angeeignet werden. Dies schliesst grundlegende Wissensbestände, Handlungsmuster, geltende soziale Werte und Normen ein. Der Prozess der Sozialisation ist nie abgeschlossen und dauert daher ein Leben lang (vgl. Lenz 2011: 385).

Der Begriff der Sozialisation wurde vor allem von Klaus Hurrelmann und Ulrich Bauer geprägt und deren Modell der produktiven Realitätsverarbeitung (abgekürzt MpR). Sie beschreiben Sozialisation als eine wechselseitige Person-Umwelt-Beziehung und gehen der Frage nach, wie der Mensch zu einem gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt wird (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 15):

„Sozialisation bezeichnet die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen, die sich aus der produktiven Verarbeitung der inneren und der äußeren Realität ergibt. Die körperlichen und psychischen Dispositionen und Eigenschaften bilden für einen Menschen die innere Realität, die Gegebenheiten der sozialen und physischen Umwelt die äußere Realität. Die Realitätsverarbeitung ist produktiv, weil ein Mensch sich stets aktiv mit seinem Leben auseinandersetzt und die damit einhergehenden Entwicklungsaufgaben zu bewältigen versucht. Ob die Bewältigung gelingt oder nicht, hängt von den zur Verfügung stehenden personalen und sozialen Ressourcen ab. Durch alle Lebens- und Entwicklungsphasen zieht sich die Anforderung, die persönliche Individuation mit der gesellschaftlichen Integration in Einklang zu bringen, um die Ich-Identität zu sichern.“ (ebd.: 97)

Diese Definition beinhaltet folgende drei Annahmen, welche wichtig für das Verständnis von Sozialisation sind:

- Sozialisation ist ein Prozess der Persönlichkeitsentwicklung
- Sozialisation ist eine produktive Realitätsverarbeitung
- Sozialisation ist die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben (vgl. ebd.).

Das Sozialisationskonzept ist für die Geschlechterforschung von grosser Bedeutung. Durch dessen Verwendung wurde von der biologischen Perspektive des Naturmodells abgesehen. Die Auffassung, dass Frauen und Männer ebensolche aufgrund ihrer Biologie sind, war somit nicht mehr zutreffend. Denn erst im Verlauf des Sozialisationsprozesses wird das Geschlecht hergestellt (vgl. Lenz 2011: 386f.). „Je stärker ausgeprägt in einer Gesellschaft die Geschlechterdifferenz bzw. –Hierarchie, desto unterschiedlicher gestalten sich die Sozialisationsprozesse für Frauen und Männer.“

(ebd.) Geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung ist ein in Verruf geratener Begriff, da er impliziert, dass die Sozialisationsprozesse für Mädchen und Jungen anders ablaufen (vgl. ebd.). Alternativ wird der Begriff der geschlechtsgebundenen Sozialisation verwendet.

3.2 Modell der produktiven Realitätsverarbeitung

Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung basiert auf Kombinationen von soziologischen und psychologisch-neurobiologischen Theorien von Sozialisation. Bis zur Entwicklung dieses Modells nahmen die einzelnen Sozialisationstheorien entweder vermehrt den Blickwinkel der Gesellschaft oder die Perspektive des Individuums ein. Die Verknüpfung dieser Theorien widerspiegelt eine umfassende Sozialisationstheorie, welche anhand eines Modelles dargestellt werden soll. Es nimmt sowohl den Ausgangspunkt der Gesellschaft als auch den Ausgangspunkt des Individuums ein (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 90). Damit eine aussagekräftige und umfassende Sozialisationstheorie entsteht, ist es wichtig, eine modellhafte Konzeption oberhalb der Einzeltheorien anzusiedeln. Aufgrund dessen hat das Modell den Anspruch einer Metatheorie, eine erkenntnisleitende Vorstellung über Sozialisation, welche hilft, die einzelnen Theorien zu verbinden und das Zusammenspiel aller Faktoren wiederzugeben. In diesem Kontext steht der Begriff der Sozialisation für ein Oberbegriff, welcher dazu dient, die einzelnen Sachverhalte der jeweiligen Theorien zu integrieren und zu ordnen. Welche Theorie zum Erklären eines Sachverhaltes schlussendlich herangezogen wird, obliegt der Entscheidung der zuständigen Fachperson. Das metatheoretische Modell der produktiven Realitätsverarbeitung stellt „(...) das menschliche Subjekt in einen sozialen und ökonomischen Kontext, der individuell aufgenommen und verarbeitet wird, der in diesem Sinne auf das Subjekt einwirkt, aber zugleich immer auch von ihm beeinflusst, verändert und gestaltet wird.“ (ebd.: 96) Entscheidend für das Modell sind die beiden Pole Heteronomie und Autonomie, welche in einem Spannungsverhältnis stehen. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung geht wie die traditionellen Vorstellungen von Sozialisationsprozessen davon aus, dass die Übernahme von Normen ein wichtiger Teil von Sozialisation ist. Des Weiteren kann das Individuum den Aneignungsprozess individuell gestalten.

Erkenntnistheoretisch gesehen ist das wichtigste Ziel dieses Modelles, die Identifizierung der sozialen Strukturen (äussere Realität), welche dem handelnden Subjekt (innere Realität) entgentreten und Restriktionen in der selbstbestimmten Gestaltung der Persönlichkeit auferlegen (vgl. ebd.). Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung hat Sozialisation in zehn Thesen gefasst. Dabei handelt es sich um Leitsätze, welche die

Sozialisation auf ihren wesentlichen Gehalt zuspitzen (vgl. ebd.: 98). Wobei sich diese zehn Thesen in drei Bereiche einteilen lassen. So nehmen die ersten beiden Thesen hauptsächlich Bezug auf erkenntnistheoretische und konzeptionelle Grundannahmen des Modells der produktiven Realitätsverarbeitung. Die Thesen drei bis fünf nehmen die Perspektive der produktiven Realitätsverarbeitung im Lebenslauf ein und der letzte Bereich mit den Thesen sechs bis zehn zeigt die Bedeutung von differenzierten Kontexten auf (vgl. ebd.: 20f.).

3.3 Kontexte der Sozialisation

Sozialisation geschieht in sozialer und räumlicher Umgebung und Institutionen. Sie fördern Kompetenzen und Fähigkeiten der Individuen in dem sie sich mit den ökonomischen, kulturellen und sozialen Lebenswelten auseinandersetzen. Der Einfluss dieser jeweiligen Teilsysteme prägt das Individuum in seiner Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 144f.).

3.3.1 Primäre Sozialisationsinstanz: Familie

In der Sozialisationsforschung wird die Familie meist als primäre Sozialisationsinstanz bezeichnet. Denn Familie ist der wichtigste Ort von Sozialisation (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 144). Seit Jahrhunderten bietet die Familie im Zusammenleben zwischen Eltern und Kindern ein sehr dichtgewobenes, zentrales soziales Netz. Dabei gehen die Eltern intensiv auf die Bedürfnisse der Kinder ein und geben ihnen Impulse für die physische und psychische Entwicklung. Die Familie unterstützt bei der Gestaltung der inneren Realität und filtert die äussere Realität (physische und soziale Umwelt) (vgl. ebd.: 145). Salopp formuliert ist Familie gekennzeichnet durch ein dauerhaftes Zusammenleben mehrerer Generationen, welche voneinander abstammen und sich gegenseitig kümmern bei Krankheit, Invalidität oder Alter. Innerhalb der Familie werden die Rollenmuster an die Kinder weitergegeben. So wurden die Töchter als Hausfrauen erzogen und die Söhne auf die spätere Erwerbsarbeit vorbereitet. Dieses Bild einer traditionellen bürgerlichen Familie herrschte noch bis in die 1980er Jahre zahlenmässig vor. Mittlerweile sind diese Grenzen aufgelockert oder gar ganz aufgehoben worden und die Geschlechterrollen können freier und vielfältiger gewählt werden (vgl. ebd.: 152). Diese Veränderung wirkt sich auf die (Persönlichkeits-)Entwicklung von Kindern und Jugendlichen aus. Die Eltern sehen ihre Kinder schon sehr früh als eigenständige Personen mit eigenen Interessen und Bedürfnissen und bestärken und unterstützen die Kinder darin. Damit verändert sich der elterliche Umgang und Erziehungsstil gegenüber den Kindern. Die Beziehung wird

weniger über die vorgegebenen Rollenerwartungen definiert, sondern ist vielmehr gekennzeichnet durch einen Aushandlungsprozess (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011: 86).

Wie vieles andere auch, hängt die soziale Form von Familie massgeblich von den wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen der jeweiligen Gesellschaft ab. Gerade in der westlichen Welt war seit der Industrialisierung ein starker gesellschaftlicher Wandel im Gange, welcher auch die Familie betraf (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 146). Der Begriff und das Zusammenleben der Familie wandelten sich von der Grossfamilie hin zu einer Kleinfamilie. Die Grossfamilie war ein ökonomisches und praktisches Bündnis, welche den Mitgliedern Schutz und Sicherheit bot. Die Grossfamilie funktionierte bis in die Zeit der Industrialisierung als Produktionsgemeinschaft, welche die Mitglieder und Mitgliederinnen ver- und umsorgte (vgl. ebd.: 147). Die Kleinfamilie von heute ist geprägt durch emotionale Zuwendungen wie beispielsweise Anerkennung oder das Gefühl der Zugehörigkeit (vgl. ebd.). Die Kernfamilie heute übernimmt „lediglich“ die Aufgabe der Erziehung und Betreuung der Kinder und hat kaum weitere Funktionen der Gesellschaft (vgl. ebd.: 148). Heutige Kleinfamilien gibt es in vielen verschiedenen Formen (bspw. Ein-Elternfamilie, Gleichgeschlechtliche Familien, Patchworkfamilie, etc.). Trotz diesen vielen verschiedenen sozialen Formen von Familie gilt diese immer noch als wichtigste private Institution der Lebensführung und wird von allen respektiert und geschätzt. Sie bietet nach wie vor eine stabile Institution, welche sich durch sichere wie auch durch schwierige (gesellschaftliche) Zeiten manövriert (vgl. ebd.: 149f).

Die Sozialisationsinstanz Familie bietet mit sozialen und emotionalen Interaktionen eine wertvolle Rahmenbedingung. Idealtypisch ist sie geprägt von einer Geschlechterdimension (Mutter und Tochter als weiblich sowie Vater und Sohn als männlich) sowie einer Generationendimension (Mutter und Vater als Eltern sowie Tochter und Sohn als Kinder). Die Beziehungen in der Kleinfamilie sind zum einen auf den Geschlechterunterschieden und zum anderen auf dem Generationsunterschied aufgebaut und lassen einige Beziehungskonstellationen wie bspw. Mutter/Sohn, Tochter/Sohn, Vater/Sohn, etc. zu (vgl. ebd.: 151). Bei der Geschlechterdimension bilden Vater und Sohn ein System männlicher Rollen, Mutter und Tochter ein System weiblicher Rollen. Solche Beziehungen ermöglichen es geschlechtsspezifische Interessen innerhalb der Familie zu formulieren und durchzusetzen. Zum Einüben der Geschlechterrollen bieten sich die Konstellationen Vater und Tochter sowie Mutter und Sohn an. Es handelt sich dabei um eine Beziehungsform die beide Dimensionen Geschlecht und Generation überschreitet. In einer solchen Konstellation ist es dem Sohn beispielsweise spielerisch möglich, die Rolle des Mannes gegenüber der Mutter einzunehmen, analog bei Tochter

und Vater (vgl. ebd.). Wie weiter oben bereits erwähnt, geben die Eltern ihre Rollenmuster an die Kinder weiter, damit einhergehend die Erwartungen an das (soziale) Verhalten und die Bildungslaufbahn der Kinder (vgl. ebd.: 152).

Durch den gesellschaftlichen Wandel in den letzten Jahren bieten sich vielfältige neue Geschlechts- und Generationenrollenmuster sowie Verhaltensspielräume. Dies führt zum einen dazu, dass individualisierte Lebensläufe und sogenannte Wahl-Biografien möglich werden. Andererseits bedeutet dies auch Verunsicherungen, sodass die Fähigkeit zum Biografie-Management notwendig wird (vgl. ebd.: 153). In Bezug auf den Mann bedeutet dies, dass die Familie sich weg von den patriarchalischen Strukturen, gezeichnet durch männliche Dominanz, hin zu gleichberechtigten Elternrollen bewegt. Dies ermöglicht dem Vater, aktiv am kindlichen Sozialisationsprozess mitzuwirken und gibt diesem Prozess einen neuartigen Impuls (vgl. ebd.: 154). So kann sich eine Vater-Mutter-Kind-Triade positiv auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes auswirken, da es unterschiedliche soziale und emotionale Anforderung von Mutter und Vater erhält. Das Kind erlernt Kompetenz im Umgang mit anderen Menschen und der sozialen Umwelt und kann beide Elternteile als Mentor und Mentorin sowie Übungspartner und Übungspartnerin nutzen (vgl. ebd.).

3.3.2 Sekundäre Sozialisationsinstanz: Bildung

Familien sind durch den gesellschaftlichen Wandel zu kleinen, spezialisierten sozialen Systemen geworden, welche hauptsächlich der Aufgabe der Betreuung der Kinder nachgehen. Diese Aufgabe konnte mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht zu einem Teil von spezialisierten Erziehungs- und Bildungssystemen übernommen werden (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 165). Das Erziehungs- und Bildungssystem hat sich in diesem gesellschaftlichen Wandel weiterentwickelt und spezialisiert. Erziehungs- und Bildungseinrichtungen können gerade für sehr kleine Familien (bspw. Ein-Eltern- und Ein-Kind-Familien) eine wichtige inhaltliche Ergänzung darstellen. So bieten sie den Kindern mit Gruppenarbeiten die Möglichkeit, Solidarität und soziale Verantwortung zu erlernen, denn in einer solchen Gemeinschaft können Kinder aktive Rollen bekleiden, die ihr soziales Umfeld mitgestalten (vgl. ebd.: 170). Im Kindergarten stehen gezielt motorische, sinnliche Fähigkeiten wie auch das Erwerben von sozialen Kompetenzen im Vordergrund. Später in der Schule sind es hauptsächlich das Vermitteln von Wissensinhalten und kognitiven Fähigkeiten, sowie Verhaltensmuster und Wertorientierungen, welche im öffentlich alltäglichen Leben vorherrschen (vgl. ebd.: 171). Im Gegensatz zur Familie sind Erziehungs- und Bildungseinrichtungen formelle, gesellschaftliche Organisationen und wenig geprägt von persönlichen und emotionalen Beziehungen (vgl. ebd.). In der Schule

steht die Lehrperson vor einer mehr oder weniger grossen Anzahl von Schülern und Schülerinnen. Die Lehrperson baut eine direkte Beziehung zu diesen auf, welche darauf beruht, die fachlichen und sozialen Kompetenzen des Schülers und der Schülerin zu fördern. Weiter baut die Lehrperson eine Beziehung zur ganzen Klasse auf. Hier nimmt die Lehrperson eine gestaltende Rolle in der Gruppe ein. Daraus folgen auch die Grenzen der Intensität der jeweiligen Beziehungen zu den einzelnen Schülern und Schülerinnen. Darüber hinaus haben die Schüler und Schülerinnen eine Sozialisationsfunktion untereinander. Der Anpassungsdruck unter den Schülern und Schülerinnen kann manchmal eine grössere Gewichtung haben, als die Anregungen der Lehrperson (vgl. ebd.: 172f.). In der Schule sind die Beziehungen klar rollenbetonter und distanzierter im Gegensatz zur Familie. Die Schule hat die Funktion der Leistungsorientierung und vermittelt den Schülern und Schülerinnen den gesellschaftlichen Wert der Chancengleichheit. So bekommen die Schüler und Schülerinnen Zeugnisse, welche ihre individuellen Leistungen benoten, welche durch das Lösen der gleichen Aufgabenstellung erzielt worden sind. Diese Benotung führt zu einer Selektion für spätere gesellschaftliche Positionen, bspw. in der Erwerbsarbeit (vgl. ebd.: 174). Die Schule als kleiner Mikrokosmos bzw. als ein kleines Abbild der Makrogesellschaft vermittelt den Kindern und Jugendlichen die geforderten sozialen Umgangsformen (vgl. ebd.: 175).

3.3.3 Tertiäre Sozialisationsinstanz: alltägliche Lebenswelt

„Familien sind die ‚primären Sozialisationsinstanzen‘, weil sie die Grundstrukturen der Persönlichkeit eines Menschen prägen (...).“ (Hurrelmann/Bauer 2015.: 180) Die Erziehungs- und Bildungseinrichtungen bauen auf den Familien auf und vermitteln wichtige Sozial- und Leistungskompetenzen für das gesellschaftliche wie berufliche Leben. Aufgrund dessen bilden sie die sekundäre Sozialisationsinstanz. Die tertiären Sozialisationsinstanzen wurden lange Zeit übersehen. Sie sind eng mit den primären und sekundären Sozialisationsinstanzen verwoben und stellen jeweils einen eigenen gesellschaftlichen Kontext dar. Die Tertiäre Sozialisationsinstanz hat nicht ausdrücklich zum Ziel, die Persönlichkeitsentwicklung eines Individuums zu beeinflussen, dennoch ist sie von grosser Relevanz. So wirkt zum Beispiel die elterliche Erwerbsarbeit direkt oder indirekt auf die Sozialisation der Kinder ein (vgl. ebd.).

Da in dieser Arbeit männliche Jugendliche die Hauptrolle spielen, werden anschliessend drei wichtige Aspekte aus der tertiären Sozialisationsinstanz vorgestellt, welche auch im späteren Verlauf dieser Arbeit vorkommen werden. In Anbetracht des vorgegebenen Umfangs dieser Arbeit sowie aufgrund der Pointierung der Inhalte hat sich die Verfasserin bewusst für diese entschieden.

Peers

Peergroups fördern die Weiterentwicklung des Emanzipationsstrebens, um sich von den Eltern wegbewegen zu können. Sie ergänzen die Impulse von der Schule und bereiten die Kinder und Jugendlichen auf die sozialen Anforderungen in der Freizeit- und Konsumwelt vor (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015: 183). In den Peergroups werden unter den Mitglieder und Mitgliederinnen Ansichten und Gefühle geteilt, sowie Probleme und Sorgen im Zusammenhang mit der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben. Peergroups vermitteln Verständnis und Solidarität für die jeweilige Lebenslage ihrer Mitglieder und sind für sie unverzichtbar als Hilfe und Unterstützung (vgl. ebd.).

Durch das Aufkommen von diversen sozialen Netzwerken wie beispielsweise Facebook, Instagram, Twitter, etc. ist eine völlig neue Form von unterschiedlichsten Kontakten und Beziehungen untereinander möglich. Soziale und geografische Herkunft, wie auch Sprache können damit überwunden werden. Die Vielfältigkeit der neuen Kontaktreichweiten ermöglicht eine Bereicherung für die Persönlichkeitsentwicklung, sowie Anregungen zur Gestaltung der Ich-Identität². Jedoch bergen die sozialen Netzwerke auch neue Risiken. So können die jeweiligen Profile nur eine Fassade einer Person darstellen, um an persönliche Informationen jeglicher Art zu kommen. Die Plattformen bieten auch ein breites Publikum für Beleidigungen und Angriffe (Mobbing). Zudem können sich Menschen unter Druck gesetzt fühlen, möglichst viele Follower zu haben und vielfältigste Kontakte zu pflegen, was nicht notwendigerweise den eigenen Bedürfnissen entspricht (vgl. ebd.: 183f.).

Konsum-, Medien- und Freizeitangebote

Die Nutzung von Konsum-, Medien- und Freizeitangeboten gehört zu einer Entwicklungsaufgabe in jeder Altersspanne. Die Angebote, sowie die Werbung um diese sind vielfältiger denn je. Konsumgüter stellen in der aktuellen Zeit ein Lebensstil oder Statussymbol dar. Mit dem Kauf von den entsprechenden Markenartikeln wird ein bestimmtes Bild der eigenen Persönlichkeit und der Ich-Identität suggeriert. Es wird eine zweite Haut angelegt. Der Einkauf einer (neuen) Identität ist vor allem für die Menschen anziehend, welche sich von ihrer Umwelt ablenken möchten oder Schwierigkeiten bei der Bildung einer Ich-Identität haben. (vgl. Unverzagt/Hurrelmann 2001; o.S. zit. in Hurrelmann/Bauer 2015: 184).

² Ich-Identität ist eine Begrifflichkeit aus dem Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung des Psychoanalytikers Erik H. Erikson (1902-1994).

Medien

Via Smartphones, Tablets oder Computer ist der Zugang zu Internet, Fernsehen und Radio ein Kinderspiel. Medien in der Unterhaltungs- und Informationsbranche setzen einerseits (hohe) Kompetenzen für deren adäquate Nutzung voraus, andererseits bieten sie eine Teilhabe in fast jedem Lebensbereich an. Die Medienkompetenz wird zunehmend wichtiger, da sie für Bildungsleistungen und berufliche Tätigkeiten vorausgesetzt werden. Die Nutzung von Medien kann einen positiven Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung haben. Wie der vorgängige Abschnitt zu den Peers zeigt, können aber auch negative Folgen durch die Nutzung von digitalen Medien eintreten und die Festigung einer Ich-Identität stören. Die Voraussetzung für eine gelingende Nutzung von Medien ist ein breitgefächertes Wissen über Mediengestaltung und deren Reflexion. Die überwältigende Fülle in der digitalen Welt kann dazu führen, dass eine aktiv nutzende Person in eine passive Konsumentenrolle verfällt und deren Bedürfnisse und Interessen instrumentalisiert werden. (vgl. ebd.: 185).

Diversität

Der Kontext von Sozialisation weist teils aktiv steuernde und passiv strukturierende Räume auf, welche die Persönlichkeitsentwicklung eines Individuums beeinflussen. Soziale Ungleichheiten sowie Diversität beeinflussen die Persönlichkeitsentwicklung eines Individuums weiter (vgl. ebd.: 197). Der Begriff der Diversität (engl. diversity) nennt Differenzierungen im Hinblick auf Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, ethnische Zugehörigkeit, etc. Die geschlechtliche Diversität spielt in der Sozialisationstheorie eine grosse Bedeutung. So unterscheiden sich Frauen und Männer aus rein physiologischer Sicht (Geschlechtschromosomen und –Hormonen) aber auch aufgrund ihrer „typischen“ Verhaltensweisen (vgl. ebd.: 197f.). Die Vorgaben für die weibliche und männliche Rollengestaltung unterliegen, wie so vieles andere auch, dem gesellschaftlichen Wandel. Die angeborenen geschlechtlichen Unterscheidungen werden überformt von kulturellen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Die Geschlechterdifferenz ist somit weit mehr durch gesellschaftliche und kulturelle Einflüsse geprägt als durch körperliche Merkmale. Geschlechtsspezifische Verhaltensweisen und mutmassliche geschlechtstypische Persönlichkeitsmerkmale werden im Verlauf des Sozialisationsprozesses erlernt. Die angeborenen genetischen Merkmale dienen dabei als Ausgangslage und Möglichkeitsspielraum (vgl. ebd.: 198).

4 Geschlecht

Die Bedeutung des Geschlechtes und das Verhältnis zu den Geschlechtern untereinander beschäftigen verschiedene Wissenschaften bereits seit mehreren Jahren. Der Diskurs verlief nie geradlinig und ist aufgrund der Natur des Gegenstandes Geschlecht hochkomplex sowie von vielen Faktoren abhängig und verlangt diverse Wissenschaften (vgl. Rendtorff 2006: 82). Obwohl der Gegenstand grundsätzlich immer derselbe ist, sind die disziplinären Perspektiven auf Geschlecht und seine Bedeutung für die Gesellschaft, Denkgewohnheiten, Moralvorstellungen und die Entstehung von Geschlechtsidentitäten sehr unterschiedlich (vgl. ebd.).

Der Beginn der Forschung zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen, welche relevant für die heutigen Wissensbestände sind, begann in den 1970er Jahren mit feministischen Theoriebeiträgen. Das Ziel war es, der Bedeutung von Geschlecht für die Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft auf den Grund zu gehen (vgl. ebd.: 84).

4.1 Definitionen und Begrifflichkeiten

Der deutsche Begriff „Geschlecht“ umfasst viele Bedeutungsdimensionen. Zuerst wurde dieser Begriff verwendet, um die Abstammung und Herkunft einer Person zu deuten. Damit verbunden sind auch familiengeschichtliche und erbrechtliche Aspekte wie bspw. Namensrechte. Des Weiteren kann unter dem Begriff des Geschlechtes auch die Geschlechtszugehörigkeit und –differenz verstanden werden. Diese Geschlechtszugehörigkeit wird an biologischen Zuschreibungen und Körpermerkmalen festgemacht, welche wiederum weiblich und männlich als natürliche Unterschiede deklarieren (vgl. Bereswill/Ehlert 2011: 162). Diese Unterscheidungen basieren auf dem naturwissenschaftlichen Wissen über Geschlechtskörper und deren Funktionen (bspw. Hormone, Chromosomen, etc.). Diese Dichotomie der Geschlechter ist wiederum relevant für die soziale Ordnung von Gesellschaften und die Identitätskonstruktion der Individuen (vgl. ebd.). Mittlerweile ist bekannt, dass, und in welcher Weise, das naturwissenschaftliche Wissen und die soziale Ordnung ineinandergreifen. Geschlecht ist nicht mehr eine unveränderbare biologische Determinante, sondern ein soziales Phänomen, welches dem gesellschaftlichen Wandel unterliegt (vgl. ebd.). Begrifflich kann hier unterschieden werden unter „sex“ (biologisches Geschlecht) und „gender“ (soziales Geschlecht). Beide Begrifflichkeiten stammen aus dem englischsprachigen Raum (vgl. ebd. 163). Der australische Soziologe Robert W. Connell (2006: 92) benennt gender als eine Ordnung von sozialer Praxis in Bezug auf die Reproduktionsbereich. Damit gemeint sind die Fortpflanzung, das Aufziehen von Kindern und die körperlichen

Geschlechtsunterschiede sowie –Gemeinsamkeiten. Das soziale Geschlecht existiert nur im Zusammenhang mit dem biologischen Geschlecht und entgegengesetzt (vgl. ebd.). Im deutschsprachigen Raum war der Fehler, dass in den Theoriediskursen den biologischen Aspekten zu wenige Beachtung geschenkt wurde, während im englischsprachigen Raum auch mit der Verwendung des Begriffes gender die Biologie mit einbezogen wurde (vgl. Hagemann-White 2011: 445). Der Begriff gender setzte sich international durch. Die Trennung von sex und gender erhielt politischen Zuspruch, um auf breiter Basis für Gleichberechtigung zu kämpfen. So wurde der Begriff gender zuerst in den USA und später an der UNO ein Stichwort um gegen jegliche Diskriminierung und Ungerechtigkeit aufgrund des Geschlechts einzusetzen (vgl. ebd.).

4.2 Geschlechtsgebundene Sozialisation

Die Annahme, dass biologische Ursachen für den Geschlechterunterschied sorgen, konnte bis anhin nicht belegt werden. Lediglich der Zusammenhang zwischen dem Hormon Testosteron und der Neigung zu aggressivem Verhalten konnte empirisch festgestellt werden. Obwohl Jungen und Männer im Gegensatz zu Mädchen und Frauen einen höheren Testosteronspiegel aufweisen, bedeutet dies nicht, dass alle Jungen und Männer pauschalisierend eine Affinität zu aggressivem Verhalten haben. Wie Untersuchungen aus der Psychologie und Kriminologie zeigen, werden diese hormonellen Grundzüge von sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen überformt (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011: 160f.). Will heißen, auch wenn gewisse biologische Dispositionen vorhanden sind, sich diese „nur“ manifestieren, wenn auch die soziale Umgebung eines Individuums nachteilig ist. Eine überzeugendere Argumentation scheint, dass sich die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit auch in der Konstruktion von Geschlechterrollen ausdrückt. Geschlechtsgebundene Sozialisation kann mithilfe unterschiedlicher theoretischer und konzeptueller Überlegungen aufgezeigt werden.

Die kognitive Entwicklung nach Lawrence Kohlberg (1974) geht davon aus, dass die Entwicklung der Geschlechterrollen mit derjenigen der kognitiven Entwicklung einhergeht. Dabei durchlaufen die Kinder unterschiedliche Etappen. Demnach ist die Entstehung einer konstanten Geschlechtsidentität ein Reifungsprozess, welcher jedes Individuum zu durchlaufen hat. Ganz nach den psychoanalytischen Vorstellungen geht auch diese Theorie davon aus, dass die geschlechtsgebundene Sozialisation anhand einer Identifikation mit einer Geschlechterrolle – idealerweise ein familiales Vorbild – resultiert. Die Basis sowohl der psychoanalytischen Theorie als auch der kognitiven Theorie ist, dass das Kind bereits eine Vorstellung davon haben muss, wer es ist, beziehungsweise welchem Geschlecht es ähnelt und anschliessend aufgrund dieser Ähnlichkeit imitiert (vgl.

ebd. 166ff.). Sehr ähnlich funktioniert auch die geschlechtsgebundene Sozialisation als Lernen am Modell, entstanden durch den Lerntheoretiker Alber Bandura (1979). Die Theorie Lernen am Modell geht davon aus, dass Geschlechterrollen durch Identifikation und Imitation erworben werden. Die Frage jedoch ist, ob Jungen und Mädchen tatsächlich auch immer die gleichgeschlechtlichen Verhaltensweisen nachahmen. Diese These müsste noch empirisch überprüft werden (vgl. ebd.: 170). In den Theoriediskursen der geschlechtsgebundenen Sozialisation wird vermehrt der Begriff der Konstruktion aufgegriffen. Dies mit der Annahme, dass Weiblichkeit und Männlichkeit nicht einfach so existieren, sondern das Resultat eines sozialen Konstruktionsprozesses sind (vgl. ebd.: 171). Eine Möglichkeit dieses Konstruktionsprozesses ist das Konzept Doing Gender.

4.3 Konzept Doing Gender

Das Konzept Doing Gender (West/Zimmermann 1987), zielt darauf ab, Geschlecht, Geschlechterzugehörigkeit und die vermeintlich spezifischen Geschlechtsmerkmale nicht mehr auf die objektiven, biologischen Merkmale zu reduzieren. Das Konzept soll zeigen, dass Geschlecht, Geschlechterzugehörigkeit und Merkmale nicht einfach so gegeben und damit unveränderbar sind, sondern durch soziales Handeln entstehen. Auch nimmt das Konzept die Prozesse in den Fokus, welche solche Unterscheidungen erst möglich machen. Diese Prozesse basieren nicht aufgrund von bestehenden Differenzen, sondern entstehen durch soziales Handeln und führen zur andauernden Herstellung und Reproduktion von Geschlechterunterschieden. Das Konzept Doing Gender nimmt das herkömmliche Sex-Gender-Modell in den Blick und kritisiert dieses. Das Sex-Gender-Modell geht davon aus, dass vorgängige und grundlegende Differenzen zu den Unterschieden führen, wohingegen das Konzept Doing Gender vom Gegenteiligen ausgeht, beziehungsweise dreht es diese Annahme um. Das Konzept Doing Gender stellt somit die Annahme auf, dass die Gesellschaft die Geschlechterdifferenz sozial herstellt und weiter verfestigt (vgl. Gildemeister/Robert 2011: 95).

Die Grundlage für diese Betrachtungsweise kommt aus der empirischen Wissenssoziologie, allen voran aus der Interaktionsforschung. Dieses besagt, dass die zwischenmenschliche Begegnung von Menschen immer voreingenommen stattfindet, weil davon ausgegangen wird, dass sich das Gegenüber geschlechterkonform verhält. Somit benötigt es für ein gemeinsames Handeln eine Abstimmung der Interaktionspartner und Interaktionspartnerinnen. Bereits bestehenden Definitionen werden übernommen und in die neue Situation adaptiert oder die Situation erfordert eine neue Definition. Durch diese Erwartungshaltung in solchen zwischenmenschlichen Interaktionen werden die vorherrschenden Geschlechterrollen und –normen meist unbewusst reproduziert. Die

Zuordnung zu einem Geschlecht, und damit verbunden die inhaltliche Ausfüllung der Rollen, geht im Alltag vor allem auf die Darstellungsleistung und die Interpretation dieser durch die Interaktionspartner zurück. Sowohl die Darstellungsleistung als auch die Interpretation dieser geschieht bei sozialisierten Menschen sehr routiniert und unbewusst. Aufgrund dessen ist es – auch für wissenschaftliche Beobachter und Beobachterinnen – sehr schwer, diese zu entschlüsseln. Somit erscheint Geschlecht in seinen Komponenten und Konnotationen als zweifellos gegeben. Die empirischen Untersuchungen zum Konzept Doing Gender zeigen auf, dass Kinder über diese Automatismen nicht verfügen. Sie sind darauf angewiesen, diese im Verlaufe ihres Sozialisationsprozesses zu erlernen. Die Aneignung des Erkennens von solchen Geschlechterunterschieden geschieht mit Hilfe von sozialen Symbolen (bspw. Frisuren, Kleidung, Spielzeug, etc.) und ermöglichen den Kindern bereits in der frühen Kindheit solche Unterscheidungen zu machen. Mit der Zeit lernt das Kind auch, dass ein Mann ein Mann bleibt, auch wenn sich die sozialen Symbole verändern (vgl. ebd.: 96). Im selben Prozess erlernen Kinder auch – so Gildemeister und Robert (ebd.) – dass soziale Symbole auch für natürliche Unterschiede stehen und dass männlich klassifizierte Merkmale einen dominanten Status haben.

Neben den Kindern wurden auch transsexuelle Menschen in die Untersuchungen zum Konzept Doing Gender miteinbezogen. Das Alltagswissen besagt, dass es nur zwei Geschlechter gibt und dass diese angeboren sind und somit eindeutig am Körper eines Menschen zu erkennen ist. Transsexuelle Menschen heben sich davon ab, verfolgen jedoch die Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit, in dem sie sich in ihrem eigentlichen Geschlecht völlig sicher sind (vgl. ebd.). Für wissenschaftliche Beobachtungen bieten Transsexuelle Menschen eine grosse Chance, im Verlauf des Geschlechterwechsels den Prozess der Zuweisung und Darstellung des neuen Geschlechts sehr explizit und fokussiert von statten geht und deswegen besonders gut beobachtet werden kann. Wie sich herausstellt, ist die wichtigste Ressource in der Geschlechter-Attribution die Akzeptanz der Zweipoligkeit der Geschlechter (vgl. ebd.). Eine Person nicht einer Geschlechterkategorie zuordnen zu können, irritiert und kennzeichnet diese als nicht-normkonform und sind laut Gildemeister und Robert (ebd.: 97) alltagspraktisch nicht handhabbar.

5 Jugend

5.1 Definitionen und Begrifflichkeiten

Pubertät

Mit dem Begriff „Pubertät“ werden in erster Linie biologische Veränderungen, allen voran Veränderungen des Körpers (bspw. Wachstum) und der körperlichen Geschlechtsmerkmale und damit einhergehend die Entstehung der Sexualreife, bezeichnet. Dabei tritt bei den Mädchen die erste Monatsblutung und bei Jungen die erste Pollution ein (vgl. Fend 2005: 101). Nebst den biologisch-körperlichen Veränderungen gehen in der Pubertät auch geistige Entwicklungen einher. Diese drücken sich bei den Jugendlichen in unverständlichen und unvorhersehbaren Verhaltensweisen und unkontrollierbaren Gefühlsschwankungen aus. Der Auslöser für diese Veränderungen und neuen Verhaltensweisen in der Pubertät sind in der Entwicklungspsychologie noch nicht hinreichend geklärt (vgl. ebd.: 111f.). Das Ende der Pubertät kann wiederum biologisch definiert werden, so ist die Pubertätsphase zu Ende, wenn kein Wachstum mehr stattfindet und die volle biologische Reproduktionsreife erreicht wurde (vgl. ebd.: 101).

Adoleszenz

Der Begriff „Adoleszenz“ wird weitaus unspezifischer verwendet und weist viele verschiedene Definitionen auf. Vera King (2011: 21) definiert Adoleszenz als eine Lebensphase zwischen dem Ende der Kindheit und dem Beginn des Erwachsenenalters. In dieser Zeitspanne durchläuft das Individuum körperliche, psychische und soziale Veränderungen. Der Begriff verweist speziell auf die in der heutigen Zeit verlängerte Jugendphase, verursacht durch längere schulische wie berufliche Ausbildungszeiten. In sozialwissenschaftlicher Hinsicht wird der Begriff der Adoleszenz dann verwendet, wenn es um die sozialen sowie psychischen Akzentuierungen der Jugendphase geht. Welche überdies dem stetigen historischen und kulturellen Wandel unterliegen (vgl. ebd.).

Aus sozialisations- und entwicklungstheoretischer Perspektive stellt die Adoleszenz eine bedeutsame Phase dar, in welcher – je nach theoretischem Ansatz – Identitätsbildung, Ablösungsprozesse und Individuation stattfinden. Adoleszenz ist jeweils mit den Geschlechterverhältnissen verknüpft. So spielen soziale Konstruktionen und die Herstellung von Geschlecht (Doing Gender) in dieser Lebensphase eine Rolle (vgl. ebd.). Dieser Zusammenhang war lange nicht bekannt, erst Ende des 20. Jahrhunderts bezog die Adoleszenzforschung auch diesen Blickwinkel mit ein (vgl. ebd.). In der Adoleszenzforschung ist die Aneignung und Ausgestaltung von Geschlecht ein grosser

Untersuchungsgegenstand geworden. In der Adoleszenz wird laut King (2011: 23) das soziale Geschlecht massgeblich hergestellt.

Jugend

Oft werden die Begriffe „Adoleszenz“ und „Jugend“ synonym verwendet. Nach Bütow (2011: 213) ist dies nicht korrekt. Der Begriff Adoleszenz bezieht sich vor allem auf die psychische und soziale Entwicklung zwischen Kindheit und Erwachsenenalter. Der Begriff Jugend ist hingegen ein übergreifender Begriff, welcher die biografischen und sozialräumlich zurückgebundenen Bewältigungsaufgaben umfasst. Damit verknüpft sind auch die Konstruktion von Geschlecht und die körperlichen Entwicklungsimpulse (Pubertät) (ebd.).

Die Verwendung des Begriffes Jugend scheint für die vorliegende Bachelor Thesis als geeigneter, da er eine umfänglichere Perspektive über diesen Lebensabschnitt gewährleistet.

5.2 Jugend als Lebensphase

Die Entstehung der Jugendphase hängt eng mit der Einführung der Schulpflicht zusammen. Die Schule ermöglicht einen Raum ohne familiäre Einbindungen oder berufliche Tätigkeiten, sondern ist ein abgelöstes Moratorium. Durch die zunehmend längeren Ausbildungszeiten dehnt sich auch die Lebensphase Jugend immer weiter aus (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2013: 21f.). Die Schule spielt einen massgebenden Faktor bei der Ausdehnung der Jugendphase, aber auch kulturelle und soziale Faktoren sind relevant, zum Beispiel die für die Jugendphase charakteristische Teilpartizipation in der Gesellschaft. Jugendliche müssen dabei noch keine volle gesellschaftliche Verantwortung übernehmen, da sie sich noch in der Schule befinden oder eine Ausbildung machen, dennoch können sie in gewissen gesellschaftlichen Bereichen voll partizipieren. Gerade im Konsumwarenmarkt, Freizeit- oder Mediensektor und in sozialen Beziehungen. Dabei entwickeln sich eigene, selbstständige Verhaltensformen, die sie zum Teil souveräner anwenden als die Erwachsenen (bspw. im Umgang mit digitalen Medien) (vgl. ebd.: 24). Das Erreichen von Autonomie in den relevanten Handlungsbereichen (bspw. Berufsrolle, politische Teilhabe, etc.) markiert den Austritt aus der Jugendphase und den Übergang ins Erwachsenenalter. Bis dahin oszillieren die Jugendlichen zwischen dem abhängigen Kind und dem autonomen Erwachsenen (vgl. ebd.: 40).

Alle Lebensphasen werden begleitet von Entwicklungsaufgaben³, sie beschreiben die konstitutiven gesellschaftlichen Erwartungen an die Individuen der jeweiligen Altersgruppe. Dabei müssen die Individuen diese annehmen und in korrekte Verhaltensweisen umsetzen (vgl. ebd.: 28). Die Entwicklungsaufgaben in der Lebensphase Jugend sind geprägt durch die ersten Entwürfe der Ich-Identität und dem bewussten Auseinandersetzen mit dem Prozess der Individuation (vgl. ebd.: 33). Neben diesen beiden Entwicklungsaufgaben steht der beginnende psychosoziale Ablösungsprozess zu den primären Bezugspersonen im Vordergrund, welche in der Regel die Eltern sind. In diesem Ablösungsprozess entwickeln die Jugendlichen eigständige Bewältigungsmechanismen, welche die Voraussetzung für die Steuerung des persönlichen Entwicklungsprozesses darstellen (vgl. ebd.: 27). In der Lebensphase Jugend kommt eine besonders dichte Staffelung dieser Entwicklungsaufgaben vor. Die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben beeinflusst den ganzen weiteren Lebenslauf eines Individuums. Die Verbindung von persönlicher Individuation und sozialer Integration sind die Voraussetzungen für die Ausbildung einer Ich-Identität. Diese Auseinandersetzung verläuft nicht selten in einer turbulenten Form ab, welche nur wenig mit anderen Lebensphasen vergleichbar ist (vgl. ebd.: 5). Unterstützung und Begleitung bekommen Jugendliche in diesem Zeitabschnitt von Familien, Peers, Bildungseinrichtungen wie beispielsweise Schulen und Berufszentren oder von Jugendzentren und ähnlichen Fachstellen. Sie fungieren als Sozialisationsinstanzen und tragen zur Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen massgeblich bei. Der Einfluss durch Mutter und Vater prägt vor allem die Grundmuster der Persönlichkeitsentwicklung, welche dann später Auswirkungen auf die Leistungs- und Sozialkompetenzen zuerst in der Schule und dann in der Gesellschaft der Jugendlichen hat. Peers nehmen Einfluss in die persönliche Lebensgestaltung von Jugendlichen beispielsweise, wenn es darum geht Kleidung oder Freizeitaktivitäten auszusuchen. Auch bieten sie den Jugendlichen Experimentierräume für das Ausprobieren von verschiedenen Handlungsoptionen. Für eine gelingende jugendliche Sozialisation ist nicht nur entscheidend, dass die einzelnen Sozialisationsinstanzen funktionieren, sondern auch, dass sie untereinander harmonisieren. Wenn sich die einzelnen Instanzen ergänzen, können Jugendliche eine bessere persönliche Entwicklung durchlaufen, als wenn die Verhältnisse geprägt sind von Spannungen und Widersprüchen (vgl. ebd.: 25f.).

Durch die hochentwickelte westliche Gesellschaft geht eine Umstrukturierung des Lebenslaufes einher, so beispielsweise eine Liberalisierung der Lebensphasen (vgl. ebd.: 17). Durch die Vielzahl an Übergängen zwischen den einzelnen Lebensphasen ergibt sich

³ Der Begriff der Entwicklungsaufgaben stammt aus dem gleichnamigen Konzept von Robert J. Havighurst (1900-1991)

für den Mensch eine Vielzahl von Möglichkeiten der Neugestaltung und Neudefinition eines Lebensentwurfs. Jeder Eintritt in eine neue Lebensphase ermöglicht eine Korrektur der bisherigen Entwicklungen. Die Freiheiten in der Lebensphase Jugend sind heute so hoch, dass die Wahrscheinlichkeit besteht, eine ähnliche Erfahrung später im Leben zu machen (bspw. eine intensive Partnerschaft eingehen). Dadurch bietet die Lebensphase Jugend die Möglichkeit, wertvolle Erfahrungen zu sammeln, welche für den weiteren Verlauf des Lebenslaufes von Vorteil sein können (vgl. ebd.: 18).

Exkurs: Konzept der Entwicklungsaufgaben

Zu jeder spezifischen Lebensphase gehören Aufgaben und Probleme, welche Individuen in dieser Phase der Entwicklung bearbeiten müssen. Die erfolgreiche Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben sind die Grundsteine für die folgenden Aufgaben und so weiter. Werden die Aufgaben nicht oder nur unvollständig gelöst kann dies zu Schwierigkeiten führen, bis zur Ablehnung des Individuums durch die Gesellschaft (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011: 146f.). In der Lebensphase Jugend stossen die Heranwachsenden auf spezifische Aufgaben und Herausforderungen, welche sie auf das spätere Erwachsensein vorbereitet. Entwicklungsaufgaben sind stets kulturell abhängig und unterliegen der historischen Epoche und dem sozialen Wandel in ihr. Dabei müssen zwei Aspekte berücksichtigt werden: Erstens der tatsächliche Entwicklungsstand des Individuums und zweitens die soziokulturellen Anforderungen. Bei diesem Konzept besteht die Aufgabe der Jugendlichen darin, dass sie ihren Entwicklungsstand, ihre Ziele und ihre Entwicklungsmöglichkeiten selbst auf dem Hintergrund ihrer sozialen Umwelt einschätzen. Daraus ergeben sich die Aktivitäten, mit welchen sie ihre Entwicklungsziele erreichen (vgl. ebd.: 147). Folgende Entwicklungsaufgaben sind in der Lebensphase Jugend zu bewältigen (vgl. ebd.: 148):

- Des eigenen Körpers bewusst werden
- Erlangen der Kompetenzen zur Gestaltung der Geschlechterrolle
- Ablösung von den Eltern und Hinwendung zu Peers
- Vorbereitung zur Erwerbsarbeit
- Erlangen von Kompetenzen für Partnerschaft und Familie, sowie Aufnahme von intimen Beziehungen
- Sozial-verantwortungsvolles Verhalten entwickeln
- Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Werten und Normen
- Entwicklung eines stabilen Selbstkonzepts
- Entwurf von Zukunftsperspektiven und Lebensplänen

Die Lebensphase Jugend ist geprägt von zahlreichen Entwicklungsaufgaben, welche die

meisten eine Interaktion zwischen den äusseren Bedingungen und den inneren Dispositionen abverlangen (vgl. ebd.: 150).

6 Bisherige Erkenntnisse

Der Sozialisationsprozess ist eine wechselseitige Person-Umwelt-Beziehung, in welcher ein wichtiger Teil die Übernahme von gesellschaftlich geltenden Normen darstellt (vgl. Kapitel 3.1 und 3.2). Ein Teil dieses Prozesses ist die Konstruktion von Geschlecht, was in Kapitel 3.3.3 sowie in Kapitel 4 aufgezeigt wurde. Ein Teil dieses Konstruktionsprozesses ist in der Lebensphase Jugend in Form einer Entwicklungsaufgabe zu bewältigen (vgl. Kapitel 5.2). Dabei sollen die Jugendlichen in erster Linie Kompetenzen erwerben, damit sie die Geschlechterrolle eigenverantwortlich gestalten können. Das Prinzip der Geschlechterrollen basiert auf einem gemeinsamen Verständnis der Zweigeschlechtlichkeit. Darauf aufbauend ist es wichtig, dass die inhaltliche Füllung von Geschlecht gesellschaftskonform abläuft, damit diese auch entsprechend interpretiert werden kann (vgl. Kapitel 4.3).

Die vorgestellten Theorien und Konzepte zur geschlechtsgebundenen Sozialisation haben alle eine Gemeinsamkeit: Sie gehen davon aus, dass bestimmte (geschlechtsgebundenen) Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen beobachtet und nachgeahmt werden. Untermauert wird diese These damit, dass die Darstellung von Geschlecht im Alltag sehr routiniert und unbewusst verläuft, zumindest bei Erwachsenen (vgl. ebd.). Kinder und Jugendliche müssen im Verlauf des Sozialisationsprozesses diese Routine noch erlernen. Aufgrund dessen und aufgrund der Annahme, dass sie Identifikationsobjekte zur Nachahmung benötigen, brauchen Kinder und Jugendliche Sozialisationsinstanzen: Die Familie und Eltern dienen als Identifikationsobjekte von Rollenhandeln, die Schule fördert die Übernahme gesellschaftlicher Werte, die Peers bieten den Jugendlichen die Möglichkeit zum Ausprobieren des Geschlechts und die Medien vermitteln unter anderem geschlechterbezogene Bilder. Die historische Epoche sowie deren soziokulturellen Rahmenbedingungen sind von grösster Wichtigkeit für die Konstruktion von Geschlecht. Angesichts des gesellschaftlichen Wandels haben sich die einzelnen Lebensabschnitte verändert, allen voran die Jugendphase. Die Jugendphase heute steht für eine Teilpartizipation in der Gesellschaft, sowie ihre Experimentierräume für die persönliche Entwicklung der Jugendlichen. Sie hat sich seit ihrer Entstehung stetig verlängert und ist gekennzeichnet durch immer mehr Freiheiten und Möglichkeiten für die Jugendlichen.

7 Männliche Sozialisation

7.1 Stand der Männerforschung

Die Männerforschung entwickelte sich in den letzten 30 Jahren aus den feministischen Diskursen. Im deutschsprachigen Raum sind vor allem die soziologisch orientierten Genderstudien dominant. Ihr Schwerpunkt ist hauptsächlich die Konstruktion von Männlichkeit. Zu Beginn der Forschung stand vor allem die Kritik der Männerfrage, sprich der Revision patriarchalen Strukturen und Haltungen im Kontext der gesellschaftlichen Veränderungen. Erst in den 1990er und in den 2000er Jahren löste sich die Männerforschung vom feministischen Diskurs. Dies geschah vor allem entlang des Konzeptes der „hegemonialen Männlichkeit“ von Robert W. Connell (heute Raewyn Connell). Das Forschungsgebiet wurde weiter ausdifferenziert und beachtet mittlerweile auch Sozialisation, Familie, Arbeit, Gesundheit, Sexualität, Alter, Gewalt, Migration, etc. Dennoch sind interdisziplinäre Ansätze immer noch rar. (vgl. Böhnisch 2013: 220f.).

Eine überraschende Beharrlichkeit ist der stets negativ konnotierte Blickwinkel auf Männer, wie beispielsweise der Gewaltdiskurs, Unterdrückung und Missbrauch von Frauen und Mädchen, Machterwerb- und -erhalt, um nur einige zu nennen. Langsam beginnt sich dies jedoch zu verändern und die Sichtweise auf und über Männer beginnt sich punktuell zu verändern. So werden beispielsweise im Gewaltdiskurs Männer nun auch als Opfer thematisiert. Die Bedürftigkeit und Verletzlichkeit von Männern rückt mehr ins Interesse der Forschenden, oft im Zusammenhang mit der Erwerbsarbeit und deren Vereinbarkeit mit der Familie. Zu beobachten ist, dass Männlichkeit an Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren hat. So muss man(n) sich in Bezug auf Selbstbild, Geschlechterbeziehungen, Alltagsverhalten neu finden (vgl. ebd.: 221ff.).

7.2 Definitionen – Begrifflichkeiten

Jungen

Die verschiedenen Zweige der Männer- und Jungenforschung zeigen etwas mit Sicherheit auf: Männer und Jungen sind verschieden. „Den“ Jungen gibt es nicht. Sie unterscheiden sich individuell, nach Schichtzugehörigkeit, Lebenslage, sexuelle Orientierung, familiäre Situation, ethnischer oder religiöser Herkunft, etc. Nicht alle Jungen können sich mit denselben Themen, Bedürfnissen und Interessen identifizieren, dennoch lassen sich in Themen, Bedürfnissen und Interessen Häufungen feststellen und Gruppen bilden. Obwohl es nicht den klassischen Mittelwert Jungen gibt, lassen sich Jungen in der Regel geschlechtseindeutig zuordnen. Innerhalb dieser geschlechtlichen Zuordnung ist eine

Unterteilung der Jungen in unterschiedliche Gruppen möglich (vgl. Winter 2016: 37). In diesem Sinne sieht eine Definition von Jungen wie folgt aus:

„Jungen sind Menschen (Gattung), die sich in Kindheit oder Jugend befinden (Lebensphase) und die dem männlichen Geschlecht angehören. Sofern männliches Körpergeschlecht, psychisches Geschlecht (Identität) und soziales Geschlecht übereinstimmen, handelt es sich um Jungen.“ (ebd.)

Weder das körperliche, psychische noch soziale Geschlecht sind eindeutige Determinanten. Aufgrund dessen braucht es im Alltag eine relativ hohe und sichere Übereinstimmung von körperlichem, psychischem und sozial männlichem Geschlecht um ein Kind oder einen Jugendlichen als Jungen zu identifizieren (vgl. ebd.: 38). Jungen sind werdende Männer, sie setzen sich im Verlauf ihrer Entwicklung immer mehr mit der Zukunftsperspektive Mann und dessen Rolle auseinander. Mit diesem Blick in die Zukunft geht die Frage einher, was wird von einem Mann erwünscht, was soll vermieden werden, aber auch was bedeutet Mann-Sein (vgl. ebd.).

Männlichkeit, Männerrolle, Maskulinität und Mann-Sein

Böhnisch (2013: 13) hat die Begriffe Männlichkeit, Männerrolle, Maskulinität und Mann-Sein in aller Kürze gefasst. So ist unter dem Begriff Männlichkeit als gesellschaftliche Konstruktion entsprechend den vorherrschenden Männerbilder zu sehen. Die Männerrolle ist ein interaktives und institutionsbezogenes Rollenhandeln. Maskulinität verweist auf die emotionalen Manifestationen eines Jungen oder Mannes und das Mann-sein bezeichnet die lebensweltliche Bewältigungsperspektive, in welchen Jungen und Männer in ihrer Männerrolle und Maskulinität genauso wie mit ihrem eigenen Doing gender auseinandersetzen (vgl. ebd.).

Connell (2006: 91) definiert die Männlichkeit als eine Position im Geschlechterverhältnis Frau-Mann, durch deren Praktiken sie Auswirkungen auf die körperlichen Erfahrungen, auf Persönlichkeit und Kultur haben und so diese Position bekleiden. Dementsprechend ist Männlichkeit ein relationales Konzept, basierend auf der sozialen Konstruktion von Geschlechterverhältnissen. Es steht einerseits in Relation mit Weiblichkeit, andererseits auch mit Männlichkeit – also Männer unter Männern (vgl. Meuser 2011: 277). Die Konstruktion von Männlichkeit beruht auf der Logik des Wettbewerbes. Diese Logik durchzieht sich in sämtlichen Lebensphasen von Jungen und Männern. Diese Logik hat zur Folge, dass Männlichkeit immer wieder neu unter Beweis gestellt werden muss (vgl. ebd.: 277f.). Neben dem Wettbewerb ist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (siehe auch Exkurs im Kapitel 7.3) ein weiteres Strukturprinzip für die Konstruktion von Männlichkeit. Wichtig ist, dass die Konstruktion von Männlichkeit sich jeweils zwischen Generationen, Kulturen, ethnischen Zugehörigkeiten, historischen Epochen, etc.

verändert. Die heutige Konstruktion von Männlichkeit in der westlichen kapitalistischen Gesellschaft ist immer noch stark geprägt von der bürgerlichen, industriellen Gesellschaft (vgl. ebd.: 279).

7.3 Gesellschaftlicher Kontext der männlichen Sozialisation

Die vorangegangenen Kapitel zeigen, dass sowohl Sozialisation, Geschlecht als auch die einzelnen Lebensphasen – in diesem Fall Jugend – in den jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen zu denken und zu verstehen sind. Seit der Zeit der Industrialisierung hat sich durch den gesellschaftlichen Wandel die Form und die Funktion der Familie verändert (vgl. Kap. 3.3.1). Die Lebensphase Jugend entstand und wurde ausgeweitet (vgl. Kap. 5.2). Aufgrund dessen muss um die Herausforderung von männlicher Sozialisation benennen zu können, in einem ersten Schritt die gesellschaftliche Entwicklung dargelegt werden, bevor die Sozialisation von Jungen aufgezeigt werden kann.

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts ist die Rede von der Zweiten Moderne. Diese verweist, so Böhnisch (2011: 107), vor allem auf die Tendenz der Entgrenzung von sozialen Dynamiken. Grundlegende globale Veränderungen führen zur Erschütterung und zu Zerfall von tradierten politischen, kulturellen und sozialen Grenzen, hin zu neuen Räumen wodurch auch neue Grenzen entstehen. Mitten in dieser Dynamik befindet sich der digitale Kapitalismus, welcher nahezu endlose Verbindungsmöglichkeiten in Form von sozialen Beziehungen über mikroelektronische Technologien hinzu weltweiten Kapitalbewegungen ermöglicht, welche stets nur einen Mausklick entfernt sind (vgl. ebd.). Die Entgrenzung kann sowohl von der mikrosozialen Perspektive als auch von der makrosozialen Perspektive beleuchtet werden. Die mikrosoziale Perspektive geht vor allem auf die alltägliche Lebensführung ein und berücksichtigt beispielsweise die Work-Life-Balance der Individuen. Die Makrosoziale Perspektive bezieht sich auf die Veränderungen der gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen (vgl. ebd.). Auf dieser Ebene greift die Entgrenzung auch die Geschlechterfrage auf. So verschwimmen die traditionellen Geschlechterverhältnisse und die damit verbundene geschlechtstypische Aufteilung der Produktions- und Reproduktionssphäre zwischen Mann und Frau aus der ersten Moderne hin zu einer Nivellierung der Geschlechter (vgl. Böhnisch 2013: 10f.). Erwerbsarbeit ist in der zweiten Moderne nicht mehr eine Frage des Geschlechts, sondern eine Frage nach Kompetenzen, Belastbarkeit und Flexibilität (vgl. ebd.: 14). Das (männliche) Normalarbeitsverhältnis hat sich aufgelöst, zugunsten eines „abstract worker“, einer scheinbar geschlechtsneutralen Leitfigur der neuen Ökonomie (vgl.

Böhnisch 2011: 108). Für Männer scheint die neue Rollenfindung im Geschlechterverhältnis des digitalen Kapitalismus schwieriger zu sein. Durch die Trennung der Produktions- und Reproduktionssphären steht auch den Männern die Tür zum Familienleben offen. Es scheint jedoch, dass Männer mehr Schwierigkeiten haben als Frauen mit der Vereinbarkeit von Beruf an Familie. Diese familiäre Rolle bleibt den Männern aus verschiedenen Gründen verwehrt. Sie sind im Gegensatz zu den Frauen nicht darauf vorbereitet, zwischen diesen beiden Lebenswelten Familie und Beruf hin- und herzupendeln, auch erlangen sie keine (gesellschaftliche) Anerkennung für ihre Rolle in der Familie. Des Weiteren wird durch die Intensivierung der Erwerbsarbeit die Männer (aber auch die Frauen) beziehungsweise deren Arbeitskraft im Berufsleben mehr gefordert, was zu einer weiteren Abwendung vom Familienleben führen kann (vgl. ebd.: 108f.). Die enge Verknüpfung der männlichen Identität mit der Erwerbsarbeit und dem Wunsch nach Teilhabe in und im Familienleben löst laut Böhnisch (2011: 109) bei den Männern eine Bedürftigkeit aus, welche bei deren Nicht-Befriedigung zu Konflikten in Familie und Beziehung bis hin zu häuslicher Gewalt führen kann. Dieser Begriff der Bedürftigkeit unterliegt einem ambivalenten Verwehrungs-zusammenhang, der darin besteht, dass Männer dem Zwang unterliegen ihre Gefühle abspalten zu müssen zu Gunsten der ökonomischen Verfügbarkeit. Ihr Innenleben abzuspalten führt dazu, dass sie sich vermehrt nach aussengerichtet Verhalten (vgl. ebd.: 37). Diese Gleichzeitigkeit von Bedürftigkeit und Gewalt spiegelt sich, so Böhnisch (2013: 19), in der Ambivalenz des Aufwachsens von Jungen und Männern wider.

Lange Zeit wurden Männer als das Geschlecht ohne Probleme wahrgenommen. Sie beherrschten die Welt und verfügten dabei über Macht und Geld. Sozial, politisch, sexuell, gesundheitlich und beruflich schienen die Männer alles im Griff zu haben. Diese Bilder von Männern und Männlichkeit hielten sich bis ins späte 20. Jahrhundert (vgl. Hollstein/Matzner 2007: 9). Nicht selten, wenn es um die Thematik Männer ging, kam der Begriff des Patriarchats. Gerade dieses Patriarchat wird aufgrund des gesellschaftlichen Wandels von breiten Teilen der westlichen Gesellschaft mittlerweile kritisch betrachtet. Die feministische Forschung zeigte dazu die ungleiche Verteilung von Eigentum, die Kontrolle der Reproduktion durch die Männer oder die psychische und sexuelle Gewalt an Frauen auf. Das Konzept des Patriarchats wurde damit in Frage gestellt und als hinderlich für Frauen und marginalisierte Männer verstanden. (vgl. Opitz-Belakhal 2011: 314f.). In den 1980er Jahren erlebte das Patriarchat unter dem Begriff der „hegemonialen Männlichkeiten“ zwischenzeitlich einen neuen, komplexen Aufschwung (vgl. ebd.).

Exkurs: Hegemoniale Männlichkeit

Das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ stammt vom australischen Soziologen Robert W. Connell (2006). Das Konzept entstand in den 1980er Jahren und wurde durch Connells Schriften populär: „Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer, sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (Connell 2006: 98)

Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit ist an Antonio Gramsci Hegemoniekonzept angelehnt. Gramsci Konzept der Hegemonie beruht auf Analysen der Klassenbeziehungen und bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, wenn eine Gruppe die Führungsposition einnimmt und aufrechterhält (vgl. ebd.).

Die hegemoniale Männlichkeit beschreibt eine derzeit akzeptierte Strategie in Bezug auf Dominanz, Über- und Unterordnungsverhältnisse. Wobei sich die Hegemonie weniger durch direkte Gewalt auszeichnet, sondern vielmehr einen erfolgreichen Anspruch auf Autorität erhebt (obwohl Gewalt Autorität oft stützt und aufrechtzuerhalten mag).

„Hegemonie bezieht sich auf kulturelle Dominanz in der Gesellschaft insgesamt.“ (ebd.)

Connell stellt neben der hegemonialen Männlichkeit auch eine marginalisierte, eine untergeordnete Männlichkeit und eine komplizenhafte Form der Männlichkeit vor. Bei der marginalisierten Männlichkeit bezieht sich Connell (2006: 101) hauptsächlich auf Ethnizität und Klasse, bei der untergeordneter Männlichkeit auf homosexuelle Männer.

„Dieser Unterscheidung mangelt es an Trennschärfe und empirischer Evidenz.“ (Meuser 2011: 197) Denn auch Männer, welche Connell eher der marginalisierten oder untergeordneten Form von Männlichkeit zuweisen würden, können sich als komplizenhaft verstehen (vgl. ebd.).

Mit der komplizenhaften Form sind diejenigen Männer gemeint, die zwar nach aussen eine Distanz zur hegemonialen Männlichkeitsform zeigen, aber letztlich von dessen Vorteilen profitieren, weil sie an der patriarchalen Dividende teilhaben (vgl. Connell 2006: 100). Ein Beispiel hierfür wäre die vorwiegend männlichen Führungspositionen generell, aber auch in der Sozialen Arbeit. Männer in solchen Positionen kämpfen nicht an vorderster (politischer) Front für den Erhalt der männlichen Dominanz, profitieren aber davon.

Die genannten Formen von Männlichkeit stehen in einer internen Relation zueinander und sind wandelbar. In der Interaktion mit anderen Strukturen wie Klasse oder Rasse werden weitere Beziehungsmuster zwischen den verschiedenen Formen von Männlichkeiten geschaffen (vgl. ebd.: 101).

Die hegemoniale Position wird sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern geformt. Gekennzeichnet einerseits durch die Abwertung der Frau, andererseits auch durch den Akt des Beschützens und der Zuvorkommenheit. Eine entscheidende Bedeutung kommt dem Wettbewerb zu, wenn es um die hegemoniale Position unter Männern geht (vgl. Meuser 2011: 198). „Welche Formen von Männlichkeiten hegemonial werden, variiert sowohl historisch als auch kulturell.“ (ebd.) Somit ist die hegemoniale Männlichkeit kein starres Konstrukt, sondern eine variable Konfiguration, welche immer neuen gesellschaftlichen und kulturellen Herausforderungen begegnet.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit stellte für lange Zeit eine akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats dar. Das Konzept und dessen Begrifflichkeiten finden auch heute noch viel Anklang in der Fachliteratur, wobei noch nicht entschieden ist, wie es weiterhin einen empirischen Nutzen darstellt (vgl. Meuser 2011: 199 oder Böhnisch 2013: 32f.)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass (traditionelle) Männlichkeit an Begriffe wie Macht, Stärke, Leistungszwang, Konkurrenzkampf, etc. geknüpft ist. Diese Maxime gelten teilweise immer noch beziehungsweise viele Männer halten daran fest, weil Alternativen fehlen (vgl. Hollstein/Matzner 2007: 9). Gleichzeitig hat sich die Erwerbsarbeit von der männlichen Identität gelöst und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aus der ersten Moderne gilt nicht mehr. Die zweite Moderne ist geprägt von der Geschlechternivellierung in der Ökonomie wie auch im Privatleben. Sowohl die Chance als auch der Zwang der aktuellen Zeit besteht darin, das Leben selbst in die Hand zu nehmen, neue Wege zu gehen und diese zu bewältigen. Während in der ersten Moderne Sozialisation dann erfolgreich war, wenn sich ein Individuum souverän im Spannungsverhältnis von Institutionen und persönlicher Autonomie bewegen konnte, so muss ein Individuum in der zweiten Moderne im Spannungsverhältnis der Selbstorganisation zu Recht finden, wobei die tradierten Strukturen aus der ersten Moderne immer noch als Verdeckungszusammenhänge mitschwingen (vgl. Böhnisch 2013: 10f.). Es scheint, dass diese Verdeckungszusammenhänge immer noch manifest sind. Die Auseinandersetzung mit der Gleichstellung von Mann und Frau (vgl. Kapitel 1.1) zeigt auf, dass die Geschlechterverhältnisse und deren Machtsphären bestehen bleiben und diese umverteilt werden. Das heisst, dass die antiquierten Geschlechterverhältnisse in einer gewissen Form noch bestehen bleiben und sich weiter reproduzieren und die Nivellierung der Geschlechter viel mehr zur Folge hat, dass nun Männer und Frauen den jeweiligen Vor- und Nachteilen dieser Machtsphären ausgesetzt sind und zwischen dem ökonomischen Zwang des abstract workers und den familiären Verpflichtungen oszillieren. So lässt sich

hoffen, dass auf dieser gemeinsamen Basis eine Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse und dem (sozial-)politischen Umfeld möglich ist. Für die männliche Sozialisation haben diese gesellschaftlichen Grundvoraussetzungen zur Folge, dass die Kinder und Jugendlichen teilweise nach dem tradierten Männlichkeitsverständnis sozialisiert werden, dessen Anwendung jedoch in Frage gestellt wird. Der Auseinandersetzung mit vergangenen Normvorstellungen und gegenwärtigen Wertvorstellungen sehen sich die (männlichen) Jugendlichen in Form einer ihrer Entwicklungsaufgaben gegenüber (vgl. Kapitel 5.2 Exkurs). Dies mit dem Ziel eines stabilen Selbstkonzeptes und einer kohärenten Geschlechtsidentität. (vgl. Kapitel 5.2).

7.4 Das Aufwachsen von Jungen

Kinder befinden sich stets im Spannungsverhältnis von Symbiose und Autonomie gegenüber der Mutter. Im Gegensatz zu den Mädchen lösen sich Jungen schon früh von der Bindung zur Mutter und gehen auf die Suche nach einer männlichen Bezugsperson, welche in der Regel vom Vater verkörpert wird (vgl. Böhnisch 2013: 92). Mädchen und Jungen erkennen schon früh die Unterschiede der Geschlechter. So sieht das Mädchen die Mutter als gleichgeschlechtlich, der Junge jedoch sieht die Mutter als gegengeschlechtliches Liebesobjekt. Die Entwicklung der Jungen ist insofern anders, als dass sie bereits als Kleinkinder den geschlechtlichen Unterschied zur Mutter wahrnehmen und ihre Autonomieentwicklung geprägt ist von Unterschieden- und Getrennt-Sein. Vor allem letzteres wird tendenziell (über-)betont, denn häufig werden Jungen in ihrem Kummer über die Trennung zu wenig begleitet. Der Vater kann dem Jungen darin Schutz und Unterstützung bieten (vgl. Rendtorff 2006: 95). Der Junge braucht einen Vater oder eine ähnliche männliche Bezugsperson zur Identifikation der eigenen Geschlechtlichkeit. Für die meisten Jungen ist es allerdings schwierig, diese Identifikation im Alltag über den Vater zu holen, welche er braucht, um ein ganzheitliches Bild über die Stärken und Schwächen des Mannes zu erlangen (vgl. Böhnisch 2013: 92). Wenn Männer aufgrund der Ausübung ihrer Berufsrolle räumlich nicht anwesend sind, so liegt es oft an der Mutter, dem Jungen (wie auch den Mädchen) die Stärken und Schwächen aufzuzeigen. Die Vulnerabilität des Mannes in Bezug auf die gesellschaftlichen Veränderungen wie beispielsweise das Ausgesetzt Sein im Beruf und die möglichen gesundheitlichen Folgen davon sind für den aufwachsenden Jungen aufgrund der Abwesenheit des Vaters nicht sichtbar. So kann es sein, dass der Junge ein einseitiges Bild eines starken Mannes, welches dann mit zunehmendem Alter der Jungen durch mediale Bilder von Männlichkeiten verstärkt und gefestigt wird, bekommt (vgl. ebd.: 92f.). Laut Böhnisch (2013: 93) führt dies beim Jungen zwangsläufig zu einer „Idolisierung des Männlichen“

und einer „Abwertung des Weiblichen“. Diese Abwertung des Weiblichen beim Jungen steht, auch verursacht durch die frühe Trennung aus der Symbiose der Mutter, für Schwäche und Gefühlsduseleien. Dennoch braucht der Junge im Alltag ein Identifikationsobjekt für die eigene Identitätsfindung. So gerät die Mutter automatisch in den Mittelpunkt der kindlichen Suche nach einer Geschlechteridentifikation. Die Mutter ist jedoch meist ambivalent in der Beziehung zu ihrem Sohn. So soll sich der Junge einerseits als ein Mann entwickeln, andererseits kann sie ihm keine männlichkeitsauffordernde Geschlechterbeziehung anbieten. Der Junge spürt diese Ambivalenz von Ermunterung und Zurückweisung in seinem Werden als Mann. So sucht sich der Junge über Umwege eine Identifikation. Der Junge vergleicht nun die Mutter mit sich selbst und anderen Männern in der Umgebung und erkennt die Mutter als einen Nicht-Mann. Diese Umwegsidentifikation geschieht zuerst anhand von Merkmalen (bspw. die Mutter hat keinen Penis) und geht dann mit zunehmendem Alter des Jungen über in den weiblichen Habitus und Rollenverhalten der Mutter (vgl. ebd.: 97). Die Umwegsidentifikation über die Mutter geschieht durch Distanzierung, Negation und Abwertung von sichtbaren Weiblichen, die Idolisierung des Mannes gewinnt so neuen Aufwind, welcher dann später durch die soziale und mediale Umwelt noch weiter verstärkt werden könnte. Entgegengewirkt werden kann dem, wenn der Vater früh und alltäglich eine Beziehung zu seinem Sohn aufbaut, die Mutter ihrem Sohn als selbstständige und gleichwertige Person gegenüber treten kann und die beteiligten Institutionen wie beispielsweise die Schule auch männliche Lehrpersonen und Erzieher zur Verfügung stellt (vgl. ebd.).

Väter nehmen in der geschlechtlichen und psychosexuellen Sozialisation ihrer Söhne eine wichtige Rolle ein. Sie fungieren als männliches Rollenmodell und Identifikationsobjekt (vgl. Matzner 2012: 352). Präzente Väter bzw. Männer sorgen dafür, dass Jungen reale Verhaltensweisen und Eigenschaften von Männern vergleichen können. In der Pubertät können präzente Väter auch als Reibungsfläche für die Auseinandersetzungen mit männlicher Autorität und Macht dienen und Unterstützung bieten bei der Suche nach männlicher Identität, Selbstständigkeit, Sicherheit, Werten, Normen und Zielen (vgl. ebd.: 353). Entsprechend schwierig fällt die Entwicklung von Jungen aus, wenn kein Vater vorhanden ist. So zeigen Studien auf, dass vaterlose Jungen (im Gegensatz zu Mädchen bzw. dort ist der Zusammenhang weniger ersichtlich) auffallendere Neigungen zu Kriminalität, Regelverletzungen und nicht selten Verwahrlosung zeigen (vgl. ebd.: 355).

7.5 Sozialisationsinstanzen von männlichen Jugendlichen

Jungen wie auch Mädchen wollen in der Lebensphase Jugend in erster Linie einfach einmal Jugendliche sein. Dennoch zeichnen sich erste Haltungen ab, die sich auf das Erwachsenwerden beziehen. Sie leben somit in einem Spannungsfeld zwischen dem Ausleben einer Jugendkultur und dem Erwachsenwerden. Dieses Spannungsfeld entspricht grundsätzlich der Norm. Wichtig scheint es zu sein, dass – in Bezug auf Jungen – maskuline Antriebe und Männlichkeitsbilder des Erwachsenwerdens in der Jugendphase zu antizipieren (vgl. Böhnisch 2013: 100f). Die traditionellen Männlichkeitsbilder wurden durch den gesellschaftlichen Wandel aufgeweicht und erweitert. So sollen Männer den extremer gewordenen traditionellen Idealen der Arbeitswelt weiterhin genügen und gleichzeitig den (neuen) familiären, beziehungs- und hausarbeitsbezogenen Idealen entsprechen und einem allumfassenden männlichkeitskritischem Verhaltensmuster gleichkommen (vgl. Winter 2016: 41). Grundsätzlich gilt, dass in der Jugendphase keine Bewältigungsprobleme der Erwachsenenphase mitschwingen sollten. Wenn Kinder und Jugendliche lange dem Einfluss des Erwachsenenalters entgehen, können sie sich auf sich selbst konzentrieren und untereinander spielen und sich erproben. In solchen Räumen ist es den Jugendlichen möglich, ihr Inneres einzubringen und ihre Ich-Identität zu finden (vgl. Böhnisch 2013: 101ff.). Sowie die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben mit Hilfe der Sozialisationsinstanzen.

Familie

Für die Entwicklung eines inneren Arbeitsmodelles in Bezug auf das Männlichkeitsbild und das Geschlechterverhältnis ist die Beziehungsgestaltung beziehungsweise die Bindung zu den Eltern von grösster Wichtigkeit. Ebenso die Gelingende Ablösung von den Eltern in der Jugendphase. Stabilität und Kontinuität in der Familie sorgen dafür, dass die Jugendlichen eine Balance entwickeln zwischen dem sozialen Aussen (bspw. Peergroup) und der Familie als Rückhalt und Rückzugsort (vgl. Böhnisch 2013: 199f.). Die allgemeine Annahme, dass Jungen keine emotionale Zuwendungen brauchen und lernen müssen, sich durchzubeissen und stark zu bleiben, gehört seit langem zu den Schattenseiten männlicher Sozialisation. Vor allem Männer bzw. Väter vertreten diese Annahme (vgl. ebd.). Jungen brauchen aber gerade Väter, die eine männliche Bezugsperson sind, welche dem Jungen sowohl die Stärken als auch Schwächen des Mannseins aufzeigen, die im (weiblichen) Alltag sonst meist verborgen bleiben (vgl. Matzner 2012: 349). Des Weiteren gehen Väter meist anders mit den Kindern um und ermöglichen ihnen so neue, wichtige Erfahrungen. Väter interagieren spielerischer,

körperbetonter und visueller, wo Mütter vor allem auf die emotionale Interaktion bedacht sind (vgl. ebd.: 350). Gerade für Jungen ermöglichen Väter durch ihren teils sehr aktiven Umgang mit Toben, Spielen und Kämpfen, den späteren Umgang mit Konfrontationen und eine konstruktive Kanalisation der körperlichen Aggressionen und Kräfte (vgl. ebd.: 351). Nebst dem Erhalt eines umfassenden Stärke- und Schwächeprofils von Männlichkeit erhalten die Jungen eine gleichgeschlechtliche Imitationsfigur durch die Anwesenheit des Vaters in der Erziehung der Kinder und Jugendlichen. Des Weiteren kann ein anwesender Vater den Kindern und Jugendlichen ein Gesellschaftsbild vermitteln, in welchem sowohl berufliche Verwirklichung als auch die Teilhabe am Familienleben möglich sind. Dadurch könnte gewährleistet werden, dass auch in Zukunft weitere Fortschritte in Bezug auf die Rollenverteilung der Geschlechter erzielt werden können. Männer verbleiben so nicht mehr nur in den Sphären von Macht und Dominanz, sondern dringen auch in diejenigen von Sorge und Beziehung ein. Ein Hindernis dabei kann die meist ungewollte und unbewusste Unterscheidung der Erziehung der Eltern von Mädchen und Jungen sein (vgl. Kapitel 3.3.1). Wie im Kapitel 4.3 festgehalten, werden die Kinder schon früh mit Symbolen sozialisiert, so dass davon ausgegangen werden kann, dass im Jugendalter diese schon routiniert ablaufen und ein Ausprobieren von gegengeschlechtlichen Symbolen nur noch begrenzt möglich ist.

Schule

Geschlechtsunterschiede des Aufwachsens sind im Alltag meist verdeckt, da sämtliche Beteiligte ihr Verhalten als Normal betrachten. Lehrer und Lehrerinnen sowie andere Fachpersonen sind sich sicher, dass sie Jungen und Mädchen gleichbehandeln (vgl. Böhnisch 2013: 198). Durch die Errungenschaft der Koedukation sind die Lern- und Leistungserwartungen für Mädchen und Jungen die Gleichen, ebenso die Erwartung an die Verhaltensanpassung. In diesem Sinne gibt es keine geschlechtsbezogenen Unterschiede im Sinn der Benachteiligung. Es zeigt sich jedoch, dass genau solche Unterschiede vorhanden sind. Die Jungen erfahren durch ihr negatives Verhalten sehr viel mehr Aufmerksamkeit von der Lehrperson sowie von den anderen Schülern und Schülerinnen. Die schulischen Strukturen sind so angelegt, dass sie eine weibliche Zurücknahme zugunsten einer männlichen Durchsetzungskultur fördert (vgl. ebd.: 212f.). In den Schulen entsteht ein „hidden gender curriculum“, dies wurde bereits in den 1980er Jahren festgestellt und trifft bis heute noch in gewisser Weise zu. Es herrschen Stereotypen von Geschlechterrollen vor, in welchen Jungen von vornherein in die Täterposition geschoben werden. Jungen haben mehr Lernschwierigkeiten, sie stören den Unterricht häufiger, sind aggressiver und trotziger als Mädchen. Durch das erhöhte Darauf-Eingehen wird das externalisierende Verhalten der Jungen weiter bestärkt (vgl.

ebd.: 214f.). Eine Erklärung für das Grundproblem der Jungen mit der Schule, kann darin liegen, dass Schule sich zu wenig auf die Alltagswelt der Jungen bezieht. Böhnisch (2013: 216) schreibt hierzu: „(...) müsste mit den Jungen zwischendurch immer wieder allein ohne die Mädchen (so dass sie unter sich sind) gearbeitet werden, damit sie ‚zu sich kommen‘ und sich nicht immer über die Mädchen (Kompensation von Unterlegenheit, sexistische Abwertung) definieren müssen.“ In diesem Raum ist es den Jungen möglich, ihre Gefühle, Stärken und Schwächen ohne Gesichtsverlust und soziale Niederlagen auszuleben (vgl. ebd.).

Für die Unterschiede des Leistungsverhaltens von Mädchen und Jungen wurden auch biologische Gründe gesucht. Jedoch mit wenig Erfolg. So gibt es biologisch gesehen minimale kognitive Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, jedoch ist bislang ungeklärt, inwieweit diese die Unterschiede in den Lernerfolgen ausmachen. Diefenbach (2012: 120) geht viel mehr davon aus, dass Jungen und Mädchen unterschiedlich in ihrer Emotionalität sozialisiert werden und aufgrund dessen dieser Unterschied besteht. So haben diverse Studien gezeigt, dass Eltern anders mit Jungen über Gefühle sprechen als mit Mädchen. Dieses differenzielle Verhalten der Eltern beginnt bereits ab Geburt des Kindes, im Alter von circa sechs Jahren unterscheiden sich Jungen und Mädchen bereits enorm im Gesprächsverhalten zu den Eltern. Diese geschlechtsgebundene Sozialisation hat Einfluss in das Resultat des Schulerfolgs. So entsprechen die unterschiedlichen Verhaltensweisen der Kinder und Jugendlichen mehr oder weniger gut den Erwartungen und Erfordernissen des Schulalltags. Dementsprechend sind die erlernten Verhaltensweisen von Jungen weniger konform mit den erwünschten Verhaltensweisen in der Schule, wie die der Mädchen (vgl. Diefenbach 2012: 120).

Medien

Die Jugendphase geht in der heutigen Zeit eng einher, wenn nicht schon fast ineinander, mit der Medienkultur. Die medial vermittelten Bilder sind geschlechterdifferenzial und – hierarchisch, werden aber als solche von den Jugendlichen nicht mehr wahrgenommen. Das heisst, es sind keine Männlichkeits- oder Weiblichkeitsmuster, sondern Stilbilder. Durch die Mediennutzung können emotionale Themen, welche im Kindes- und Jugendalter als Entwicklungsthemen auftauchen, anschaulich gemacht werden (vgl. Böhnisch 2013: 151). Medien werden dann sozialisationswirksam, wenn sie als parasoziale Bestätigung und symbolische Verifizierung von Entwicklungsthemen genutzt werden und nicht als Grundlage für Handlungsnachahmungen (vgl. ebd.: 155).

Der Medienkonsum kann auf der einen Seite dazu führen, dass gewisse antiquierte Rollenmuster durch die Jugendlichen aufgenommen und ausgelebt werden. Durch die Medien erhalten sie auf der einen Seite eine Bestätigung in ihrer maskulinen Orientierung

(vgl. ebd.: 152). Auf der anderen Seite können die durch die Medien vermittelten Bilder auch zu einer Bereicherung in der Persönlichkeitsentwicklung beitragen und als Anregung für die Gestaltung einer (Geschlechts-)Identität gesehen werden (vgl. Kapitel 3.3.3). Wichtig ist hier zu betonen, dass Familie die primäre Sozialisationsinstanz in Bezug auf die Geschlechterrollenentwicklung, aber auch in anderen Belangen ist (vgl. Kapitel 3.3.1). Die Medien dienen zur Erweiterung und Bereicherung und sollten daher auch nicht als Grundlage der geschlechtsgebundenen Sozialisation gesehen werden.

Peers

Peers sind ein Ort der Regulation und Kanalisation von Triebdynamiken, wo soziale Differenzierungen vorgenommen und Übergangssituationen bewältigt werden. Sie symbolisieren sowohl die Ablösung von der Herkunftsfamilie als auch den Übergang in das teils normdiffuse Erwachsenenalter (vgl. Böhnisch 2013: 135; Jösting 2005: 44). Peers beziehungsweise Peer groups scheinen zur Definition einer „normalen Jugend“ dazuzugehören. Die Zugehörigkeit zu einer Peer group ist die Möglichkeit, erfolgreich Jugend darzustellen. Jugendliche, welche in keiner gleichaltrigen Gruppe angehören, gelten unter den Jugendlichen als Aussenseiter und Aussenseiterin und werden von den (Jugend-)Forschenden meist als beeinträchtigt und gefährdet wahrgenommen (vgl. Jösting 2005: 44). In Peers wird sowohl die Jugend ausgelebt als auch die Geschlechtsidentität (weiter-)entwickelt. So greifen die Jugendlichen vor allem auf Stereotypen von Geschlecht wie auch Jugend zurück, mit denen sie im Alltag konfrontiert werden. Dieser Rückgriff dient einerseits als Schutz vor Einblicken und der Einmischung der Erwachsenen, andererseits trägt dieser zur Selbstdarstellung unter den Peers bei (vgl. ebd.). In der Tendenz sind Peers bedeutender für die Jungen wie für die Mädchen. Denn sie stellen endlich eine selbstständige Gruppe „nur“ unter Männern dar, nachdem der Lebenslauf der Jungen hauptsächlich Frauendominiert war (vgl. Böhnisch 2013: 136). Jungencliquen entwickeln sich bereits im Kindergartenalter, denn durch die Ablösung von der Mutter sind die Jungen schon früh auf der Suche nach einer männlichen Geschlechteridentifikation. Da diese in Form eines Erwachsenen nur schwer zu finden ist, wenden sich Jungen Gleichaltrigen zu. Die Gruppendynamik solcher „kleinen“ Jungencliquen weist bereits Tendenz von männlicher Idolisierung und weiblicher Abwertung auf. In der Jugendphase bekommen diese Tendenzen neuen Aufschwung, verstärkt durch das kritische Lebensereignis Pubertät und Adoleszenz (vgl. ebd.). Cliquen bewegen sich in sozialen, kulturellen und ökonomischen Räumen. Gerade Jungen besetzen Räume vor allem durch demonstrative Aktionen, während Mädchen vor allem sogenannten Zwischenräumen (bspw. Beziehungsräume) interagieren. Jungen verhalten sich in solchen Räumen meist sehr territorial und dominant. Jungengruppen werden oft

durch einen Ethnozentrismus ausgezeichnet, dieser drückt sich in Form von Kontrolle, Ausgrenzung und Zurückdrängen von anderen Jungen wie auch Mädchen aus (vgl. ebd.: 137). Die Jungencliquen bieten den Raum, männliches Verhalten zu kultivieren und zum ersten Mal überhaupt voll auszubilden (vgl. ebd. 141). Peers kultivieren das Risikoverhalten. Zum einen beschreibt dieses Risikoverhalten das „typische“ Experimentieren in der Jugendphase. Zum anderen meint es auch, dass die Jugendphase vom Moratorium zu einer Risikophase hin entwickelt hat. Jugendliche gefährden in ihrem Risikoverhalten sich selbst wie auch andere in ihrer körperlichen wie emotionalen Integrität. Die Grenzen zwischen kulturellen Experimenten und sozialem Bewältigungsdruck verschwimmen immer mehr. Dadurch wird die Jugendphase für einige Jugendliche zu einem sozialen Problemdruck, dennoch ist das Risikoverhalten ein Spezifikum von Jugend. Bei Jungen zeigen sich solche Experimente vor allem in externalisierenden Verhaltensweisen, Substanzmissbrauch, Gewalt oder ähnlich deviante Verhaltensweisen. Hingegen weibliches Risikoverhalten sich mehr nach innen richtet (vgl. ebd.: 140). Die räumliche Perspektive der männlichen Sozialisation in der Jugendphase zeigt, dass das Externalisierungsprinzip der Jungen ambivalent sein kann. Einerseits lernen Jungen früh sich durchzusetzen und soziale Räume für sich einzunehmen, andererseits fallen sie durch ihr Verhalten teils negativ auf und werden vermehrt kontrolliert (vgl. ebd. 141). Nebst dem Risikoverhalten stellen Wettkämpfe eine männlich konnotierte Form der Selbsterfahrung dar. Dabei können Jugendliche in einem angemessenen und dafür vorgesehenen Rahmen ihr Konkurrenzverhalten erleben und zum Ausdruck bringen (vgl. Wolters 2012: 255). Die Wettkämpfe haben nicht zum Ziel, Gewinner und Verlierer zu küren. Sie sollen den Jungen die Möglichkeit geben, sich zu bewegen, sich ganzheitlich und intensiv zu spüren sowie ihre ganze Kraft und ihren Willen für etwas aufzubringen. Das Endergebnis ist sekundär, der Prozess der Auseinandersetzung jedoch ist wichtig und wertvoll (vgl. ebd.: 256). Die höhere Risikofreude bei Jungen kann direkt oder indirekt auf Männlichkeitsbilder bezogen werden, die Stärke, Abenteuer, Konkurrenzlust und Dominanzstreben assoziieren. Daraus lässt sich schliessen, dass Risiko gleich Männlichkeit und umgekehrt bedeutet. Selbstverständlich ist das Risikoverhalten bei Jungen und Männern keine Bedingung, sondern lediglich eine mögliche Facette von Männlichkeit (vgl. ebd.: 53). Jungen und Männer haben kein Monopol was Risikoverhalten angeht. Auch für Mädchen und Frauen kann das Risikoverhalten funktional sein. So kann es beispielsweise die Weiblichkeit kontrastierend inszenieren (vgl. ebd.: 54). Jungenfreundschaften sind ein wichtiges Mittel in der Konstruktion von jugendlicher Männlichkeit. Sie sind laut Jösting (2005: 313) geprägt durch ihr hierarchisches Gefüge und Ausschluss anderer. Im Gegensatz zu Wolters sieht Jösting in den Wettkämpfen der Jungen ein Positionskampf im hierarchischen Gefüge der

Gruppe. So müssen Jungen spezifisch männlich anerkannte Praxen zeigen zur Herstellung von Dominanz (vgl. ebd.: 314). Jungenpeergroups scheinen demnach weniger durch Zuneigung und Loyalität verbunden zu sein, sondern viel mehr nach den Prinzipien der hegemonialen Männlichkeit strukturiert. Wenn davon ausgegangen wird, dass männliche Peergroups hierarchisch strukturiert sind nach den Prinzipien der hegemonialen Männlichkeit, so ist anzunehmen, dass auch in dieser Lebensphase bereits marginalisierte Jungen anzutreffen sind. Davon ausgehend können Peergroups insofern eine Gefahr für Jugendliche darstellen, als dass sie Individualität, Intimität und Emotionen mit ihren Wettkämpfen und Machtgefügen unterdrücken (vgl. ebd.: 316f.).

8 Soziale Arbeit mit Jungen und Männern

Nun mehr seit einiger Zeit ist bekannt, dass das starke Geschlecht Mann mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die vermeintliche Stärke, Macht und Dominanz des männlichen Geschlechts wird erschüttert mit Nachrichten über Gewalt, Delinquenz und sukzessive auch mit immer mehr Nachrichten über den Gesundheitszustand von Männern (vgl. Hollstein/Matzner 2007: 9). Zur Verdeutlichung: im Jahr 2017 waren in der Schweiz 4.4% Männer und 7.7% Frauen aufgrund von psychischen Erkrankungen in Behandlung. Diese Zahlen sagen aus, dass Männer anscheinend eine bessere psychische Konstitution haben. Im selben Jahr jedoch haben sich in der Schweiz 712 Männer das Leben genommen. Im Vergleich dazu waren es 290 Frauen, welche einen Suizid begangen haben (vgl. Bundesamt für Statistik o.J.: o.S.). Trotz diesen erschreckenden Erkenntnissen, dass Männer heimlich leiden, ändert sich nur wenig. Der Aspekt Geschlecht ist im Hilfeleistungsprozess der Sozialen Arbeit vor allem bei Mädchen und Frauen stark ausgearbeitet, bei Jungen und Männern jedoch kaum. Biologisches wie soziales Geschlecht haben neben Persönlichkeitsmerkmalen, sozialer Herkunft, Lebens- und Milieuerfahrungen einen wesentlichen Einfluss auf die jeweiligen Lebens- und Problemlagen der Klienten. So besteht eine Kausalität zwischen dem Geschlecht des Klientels und des quantitativen und qualitativen Bedarfs an Hilfeleistungen sowie deren Umgang mit kritischen Lebenssituationen (vgl. Hollstein/Matzner 2007: 10f.). Die Theoriebildung sowie Praxis der Sozialen Arbeit hat dringender Nachholbedarf, was Jungen und Männer anbelangt. Trotz wachsender Männerforschung gibt es nur wenige Ansätze, Konzepte und Methoden für Soziale Arbeit in der Praxis. Die fehlende Theorie bedeutet aber nicht etwa, dass der Bedarf von professioneller Hilfeleistung von Jungen und Männern geringer ist (vgl. ebd.: 11f.). Die Legitimationsgründe für ein Eingreifen der Sozialen Arbeit in die Männerforschung liegen fest in den Grundsätzen der Sozialen Arbeit verankert.

Grundwerte der Sozialen Arbeit heute

Die Soziale Arbeit – als Teil des sozialstaatlichen Systems – hat sich der sozialen Gerechtigkeit und der Wahrung der Menschenwürde verschrieben (vgl. Hochuli Freund/Stotz 2015: 39). Sie hat „(...) Menschen zu begleiten, zu betreuen oder zu schützen und ihre Entwicklung zu fördern, zu sichern oder zu stabilisieren.“ (Berufskodex AvenirSocial 2010: 6) Des Weiteren sucht sie Lösungen und für soziale und strukturelle Probleme im Kontext der Teilhabe von Menschen in den sozialen Systemen (vgl. ebd.). Explizit sieht sich die Soziale Arbeit in der Verantwortung, Diskriminierung unter anderem

aufgrund von sozialem und biologischem Geschlecht zurückzuweisen und anerkennt die Menschen in all ihren Verschiedenheiten unter der Beachtung von sozialer Gerechtigkeit, Gleichheit und Gleichwertigkeit (vgl. ebd.: 9). Die professionelle Tätigkeit der Sozialen Arbeit gründet auf methodischem, inter- und intradisziplinärem Fachwissen, welche sie stets einer moralisch-ethischen Qualitätskontrolle unterzieht (vgl. ebd. 11-14).

Interessant erscheint der Autorin die Frage, warum Jungen und Männer weniger als Klienten von Sozialer Arbeit gesehen werden. Die Antwort liegt in der Professionsgeschichte der Sozialen Arbeit.

8.1 Geschichte

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die kommunale Wohlfahrtspflege vermehrt ausgebaut und es entstanden Spezialfürsorgen. Im Fokus der damaligen Arbeit waren hauptsächlich Familien- und Gesundheitsfürsorge. Das Berufsfeld der Sozialen Arbeit etablierte sich vor allem als Frauenberuf. Die „geistige Mütterlichkeit“ wurde als „die“ Aufgabe für Frauen verstanden, wobei sich ihr Blickwinkel vor allem auf hilfebedürftige Kinder, Frauen und Alte richteten. Männer waren von einer solchen „mütterlichen Zuwendung“ ausgeschlossen, nur in seltenen und extremen Ausnahmen wie beispielsweise Kriegsverwundungen, ermöglichten es Männer zu einer solchen Zuwendung zu gelangen. Nebst den Spezialfürsorgen für Familie und Gesundheit gab es beispielsweise auch die Trinkerfürsorge, eine Fürsorge in welcher Jungen und Männer proportional Übervertreten waren. Jungen und Männer, welche eine solche Fürsorge erhielten, wurden zu dieser Zeit in erster Linie als Problemverursacher verstanden. Kurz und knapp lässt sich sagen, dass Jungen und Männer dann zu Klienten der Wohlfahrt wurden, wenn sie als gesellschaftlich schädlich wahrgenommen wurden oder sie sich in extremen Notlagen befanden (vgl. Matzner 2007: 14). Im Zuge der Ausdifferenzierung der Sozialen Arbeit und der zweiten Frauenbewegung in den 1970er Jahren wurden daraufhin neue Einrichtungen und Projekte für Bedürfnisse und Problemlagen der Mädchen und Frauen geschaffen. Diese Angebote begannen bei Gesundheit und Schwangerschaft, gingen über zu Institutionen für Frauen mit Gewalterfahrungen, Prostitution bis hin zu Freizeitangeboten, um nur einige zu nennen. Professionelle Angebote der Sozialen Arbeit, wie auch diejenigen ausserhalb der klassischen Sozialen Arbeit, entwickelten sich rasant und verbreiteten sich flächendeckend (vgl. ebd.: 16f.). Deutlich kahler hingegen sieht es bei den Angeboten für Jungen und Männer aus. Nur ein kleiner Teil der Sozialen Arbeit schafft spezifische Angebote für Jungen und Männern und wenn, sind diese Angebote meist auch nur in Grossstädten verfügbar. Der Themen- und Theorienfundus in der Praxis der Sozialen Arbeit liegt vor allem auf den Problemen wie beispielsweise Gewalt, Arbeit mit (Sexual-

)Straftätern, psychische Probleme, Vaterschaft, (Homo-)Sexualität, etc. Viele Zugangsweisen der Theorien sind eher profeministisch, also im Sinne der Männlichkeitskritik und der kritischen Männerforschung (vgl. ebd. 17).

8.2 Jungenarbeit

Jungenarbeit suggeriert einerseits, dass bereits aktiv und oft mit entsprechenden Konzepten und Methoden gearbeitet wird, andererseits suggeriert es ein entsprechendes Wissen über Jungenarbeit beim Fachpersonal (vgl. ebd.). Der Begriff Jungenarbeit wird alltagssprachlich wie auch in der Fachliteratur verwendet, wenn es um die Arbeit mit Jungen geht. Dies ist jedoch so nicht korrekt. Sturzenhecker und Winter (2010: 9) verstehen Jungenarbeit als „(...) geschlechtsbezogene pädagogische Arbeit erwachsener Männer (Fachkräfte) mit Jungen“. Der Unterschied zwischen Arbeit mit Jungen und Jungenarbeit, liegt in der Qualität des Geschlechterbezugs beziehungsweise die geschlechtsbezogenen Kompetenzen der männlichen Fachkraft, ergänzt mit entsprechenden Konzepten und Methoden (vgl. ebd.: 10). Die Zielgruppe dieser pädagogischen Arbeit können zunächst sämtliche Jungen sein. Jungenarbeit hat ein differenziertes Verständnis darüber, was es heißt, Junge zu sein und Mann zu werden. Jungenarbeit kennt die problematischen Formen der männlichen Lebensbewältigung und entwickelt ein entsprechendes Bewusstsein darüber und kann in der praktischen Umsetzung sowohl die Risiken als auch die problematischen Männlichkeitspraxen identifizieren und angehen. Gerade marginalisierte Jungen (und auch Männer) sind in der professionellen Hilfe sehr oft anzutreffen (vgl. ebd.: 9). Im Gegensatz zu der Mädchenarbeit muss sich die Jungenarbeit ohne die gesellschaftspolitische Aufbruchsstimmung durchsetzen. Dennoch scheint die Jungenarbeit – zumindest in Deutschland– in den Erziehungshilfen einen entscheidenden Beitrag zu leisten. In (sozial-)pädagogischen Feldern werden die Jungen intensiver und enger betreut und die Jungenarbeit kann dort zur geschlechtlichen Entwicklung von Jungen beitragen. Denn gerade in einem solchen Kontext greifen die Jungen auf tradierte und teilweise dysfunktionale männliche Rollenbilder zurück beim Finden einer geschlechtlichen Identität. Hier kann eine bewusste, reflektierte und methodisch abgestützte Jungenarbeit zu einer stabilen, tragfähigen geschlechtlichen Identität beitragen (Behnisch 2012: 179f.). Jähnigen (2010: 160) sieht Jungenarbeit in der offenen Kinder- und Jugendarbeit ganz ähnlich. Er plädiert dafür, dass sich die männlichen Fachkräfte in Form von Selbstreflexion mit ihren eigenen Bildern von Männlichkeit und Mann-Sein auseinandersetzen und diese überprüfen mit dem Bewusstsein, dass sie diese nach

aussen zu den Jungen transportieren und zur Reproduktion von den herrschenden Männlichkeitsbildern beitragen (vgl. ebd.).

8.3 Anforderungen an die Soziale Arbeit

Diese Arbeit zeigt auf, dass Junge-sein und auch Mann-sein mit Herausforderungen versehen ist. Einerseits für die Jungen und Männer selbst, andererseits auch für die Soziale Arbeit. Die Soziale Arbeit wird vor die Aufgabe gestellt, Probleme ihrer männlichen Klienten auch in Bezug auf die Geschlechterzugehörigkeit und damit einhergehend auch die gesellschaftlichen Herausforderungen tradierter Männlichkeitsmuster zu reflektieren (vgl. Meuser 2011: 280). Eine geschlechtersensible Soziale Arbeit ist von grösster Wichtigkeit. Gerade im Kontext der Sozialisation, in welchem die Aneignung von Geschlecht in ein gegebenes kulturelles und gesellschaftliches System stattfindet. Die Soziale Arbeit kann dazu beitragen, dass die geschlechtsspezifischen Stereotype weiter verfestigt werden oder sie bietet im Sozialisationsprozess Orientierung und trägt zur Autonomisierung des Individuums bei (vgl. Gildemeister/Robert 2011: 98). Die Entgrenzung der Gesellschaft birgt erhebliche (soziale) Herausforderungen für die Soziale Arbeit. Durch den gesellschaftlichen Wandel hat sich auch die Geschlechterfrage auf eine neue Weise entfaltet. Die Querschnittsaufgabe einer geschlechtsreflexiven Sozialen Arbeit wurde dadurch schwieriger und konfliktreicher, zumal das Klientel unter einem Mithalte- und Nivellierungsdruck sowohl im Erwerbsleben als auch im Privatleben stehen. Um diesem sozialen Problem begegnen zu können, braucht die Soziale Arbeit sozialpolitische Unterstützung (vgl. Böhnisch 2011: 109). Die sozialpolitische Forderung der Gleichstellung zeigt auch auf, dass ein Umdenken im Grundsatz in Bezug auf eine Neugestaltung der Zweipoligen Geschlechtlichkeit erfordert ist.

9 Beantwortung der Fragestellung

Was sind die Kristallisationspunkte der geschlechtsgebundenen Sozialisation von männlichen Jugendlichen und inwiefern kann die Soziale Arbeit diesen begegnen?

Die Beantwortung der eingangs formulierten Fragestellung der vorliegenden Arbeit wird in zwei Teile gegliedert. In einem ersten Schritt sollen die Kristallisationspunkte der männlichen Jugendlichen in der Sozialisation aufgezeigt werden. In einem zweiten Schritt werden diese mit der Sozialen Arbeit in Verbindung gebracht.

Kristallisationspunkte

Davon ausgehend, dass die geschlechtsgebundene Sozialisation anhand von Nachahmungen der Geschlechterrollen ausgeht – dabei bleibt offen inwieweit ausschliesslich gleichgeschlechtliche Rollenvorbilder von Kindern und Jugendlichen gewählt werden (vgl. Kapitel 6), brauchen sowohl Jungen als auch Mädchen Rollenvorbilder und Identifikationsobjekte. Kleinkinder bemerken sehr früh die Geschlechterunterschiede bei bzw. zu den Eltern. So bemerkt der kleine Junge schon früh den Unterschied zur Mutter und die Ähnlichkeit zum Vater (vgl. Kapitel 7.4). Die Anwesenheit des Vaters bietet dem Jungen ein gleichgeschlechtliches Rollenmodell und Identifikationsobjekt, er ermöglicht dem Jungen so ein ganzheitliches Bild von Männlichkeit zu erlangen. Obwohl Eltern als auch pädagogische Fachkräfte dafür plädieren, dass dem nicht so sei, werden Mädchen und Jungen schon in frühen Jahren in ihren Emotionen unterschiedlich sozialisiert. Dies führt zu einer unterschiedlichen Ausgangslage für Jungen im Vergleich zu den Mädchen. Den Jungen wurde die Sphäre der Emotionalität und dem inneren Gefühlsleben teilweise verwehrt beziehungsweise nicht auf die gleiche Weise zugänglich gemacht wie für die Mädchen (vgl. Kapitel 7.5). Das männliche Geschlecht hat im Kontext der Schule mit einem sogenannten „hidden gender curriculum“ zu kämpfen. Das „hidden gender curriculum“ verurteilt Jungen als Täter, Störer des Unterrichts und deklariert sie als aggressiver und externalisierender in ihren Verhaltensweisen als die Mädchen. Das Eingehen auf solchen Verhaltensweisen durch die Lehrperson fördert solche Verhaltensweisen wahrscheinlich noch mehr (vgl. ebd.). Die Gründe dafür werden in der unterschiedlichen Erziehung als auch in der Schule als Lebensweltfremder Ort gesehen. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Auf der Hand jedoch liegt, dass dies ein entscheidender Punkt sein kann, wie den Jungen begegnet wird.

Jungen bilden schon früh Peergroups. Solche Gruppen ermöglichen eigens einen Raum für Erfahrungen in Bezug auf das Erwachsenwerden oder auch in Bezug auf die

Herstellung von Geschlecht. Jungenpeergroups sind gezeichnet durch Wettkämpfe, welche als Positionskämpfe ausgelegt werden können. Es kann davon ausgegangen werden, dass männliche Peergroups nach dem Prinzip der Hegemonialen Männlichkeit strukturiert sind und Jungen durch ihre Wettkämpfe die Positionen Dominanz (Hegemonie) sowie das Über- und Unterordnungsverhältnis klären (vgl. ebd.).

Ein weiteres Spezifikum von Jugend ist das Risikoverhalten. Bei Jungen zeichnet sich dieses durch externalisierende Verhaltensweisen, möglichen Substanzmissbrauch, Gewalt oder ähnlich deviante Verhaltensweisen ab. Das Risikoverhalten steht oft im Zusammenhang mit den Männlichkeitsbildern von Stärke, Abenteuer, Konkurrenzlust und Dominanzstreben. Jungen lernen durch ein solches Verhalten Durchsetzungsvermögen, werden im Gegenteil dafür auch öfter Kontrollen unterzogen von Erziehungsinstanzen (vgl. ebd.).

Zusammenfassend wurden somit im Rahmen dieser Arbeit folgende Kristallisationspunkte erörtert:

- Die Wichtigkeit von männlichen Bezugspersonen
- Unterschiedliche Erziehung von Mädchen und Jungen seit Geburt
- „hidden gender curriculum“ an den Schulen
- Hegemoniale Männlichkeit in den Peergroups
- Risikoverhalten als Statussymbol von Männlichkeit

Die geschlechtsgebundene Sozialisation findet im Kontext der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen statt. Die Auseinandersetzung mit diesen Rahmenbedingungen zeigte der Verfasserin auf, dass auf der einen Seite Veränderungen im männlichen Rollenmuster erwünscht sind und auch von statten gehen. Auf der anderen Seite aber, dass immer wieder, beziehungsweise immer noch, stark auf die tradierten männlichen Rollenmuster zurückgegriffen wird. Das hat zur Folge, dass dies die Jugendlichen ihren Geschlechterrollenmodellen gleich tun – inwieweit dies jedoch zutrifft, müsste empirisch geprüft werden.

Begegnungsraum Soziale Arbeit

Die Grundlage für die Begegnung der Jungen und Männern mit der Sozialen Arbeit findet sich im Berufskodex der Sozialen Arbeit. Wie eingangs beschrieben, häufen sich Nachrichten über sogenannte männliche Verlierer, sei es als Bildungsverlierer in der Schulkarriere oder in gesundheitlichen Bereichen. Aus den Kristallisationspunkten der geschlechtsgebundenen Sozialisation von männlichen Jugendlichen hat sich ergeben, dass männliche Bezugspersonen für männliche Jugendliche von grösster Wichtigkeit sind. Die im Kapitel 8.2 beschriebene Methode der Jungenarbeit scheint auf die Soziale Arbeit zugeschnitten zu sein, sowohl in sozialpädagogischen Bereichen wie auch in

soziokulturellen Bereichen. Es ist erkennbar, dass die alleinige physische Anwesenheit einer männlichen Bezugsperson nicht ausreicht, um erstens dies als Jungenarbeit zu bezeichnen und zweitens, dass Jungen davon in ihrem Sozialisationsprozess profitieren. Eine fachliche Auseinandersetzung mit den eigenen Männlichkeitsbildern ist angezeigt um die Jungen in ihrer Mannwerdung gezielt unterstützen zu können. Aus Sicht der Autorin bedarf dies nebst intensiver Selbstreflexion, wohl auch Weiterbildungsmöglichkeiten, Super- und Intervision. Des Weiteren sind gezielte Interventionen, in denen die Möglichkeiten zum Ausprobieren und Reflektieren von geschlechtsspezifischen Rollenvorstellungen für Jungen geschaffen werden, sinnvoll. Dass Jungen Männer brauchen, ist deutlich zu erkennen.

Das „hidden gender curriculum“ an den Schulen identifiziert Jungen vornehmlich als Störer des Unterrichts, auch Schlagzeilen wie „Jungen als Bildungsverlierer“ wirken sich eher nachteilig auf die Perspektive Junge aus. Böhnisch (2013: 216) sieht die Vorteile in einer teilweisen Monoedukation von Jungen, sowie einer attraktiveren lebensweltnäheren Gestaltung des Unterrichtes. Dabei können beispielsweise die Lehrkräfte von Schulsozialarbeitenden unterstützt werden. Um bei der Thematik der Jungenarbeit zu bleiben, wäre eine männliche Fachkraft angezeigt. Aus Sicht der Verfasserin scheint es wenig sinnvoll – gerade in Anbetracht, dass davon ausgegangen wird, dass Jungen anders erzogen werden, wie Mädchen und dies eine Relevanz hat für den Schulalltag (vgl. Kapitel 7.5) – die Jungen stetig mit den Mädchen zu vergleichen. Es suggeriert ein durchwegs negatives Bild von Jungen, obwohl vermutlich nicht alle Jungen in der Schule schlecht abschneiden und den Unterricht stören. Daher wäre es interessanter der Frage nachzugehen, warum es den einen gelingt und den anderen nicht und inwieweit dieses Gelingende appliziert werden kann.

Nicht überall da, wo Jungen sind, sind auch Männer vorhanden, welche die Jungen an die Hand nehmen können. Folglich ist es von ebenso grosser Wichtigkeit, dass sich auch weibliche Fachkräfte mit Männlichkeit und Jungen auseinandersetzen und ein Bewusstsein für Jungen und ihre Lebenslagen entwickeln.

Die Affinität zu risikoreichem Verhalten lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht einfach unterbinden, ebenso verhält es sich mit dem Wettkampf- und Konkurrenzverhalten. Es ist eine akzeptierende Haltung der Fachkräfte anzustreben. So können eigens dafür Räume geschaffen werden, in welchen die Jungen diese Affinität ausleben können mit professioneller Unterstützung. In Bezug auf das Risikoverhalten können Fachkräfte die Räume und Möglichkeiten so gestalten, dass dieses einerseits ausgelebt werden kann, andererseits die Jungen keine bleibenden Schäden davonziehen (vgl. Winter 2016: 54). Pädagogisch wertvoll wird es dann, wenn Jungen den Unterschied

zwischen Risiko eingehen und mögliche (bleibende) Folgen einschätzen lernen. Der Fachkraft kommt somit eine präventive sowie intervenierende Aufgabe zu.

Peergroups haben für Jungen einen hohen Stellenwert und dienen als Ort der Herstellung wie Inszenierung von Geschlechtlichkeit, beziehungsweise Männlichkeit nach dem Prinzip der hegemonialen Männlichkeit. Ein Ziel sowohl der Gesellschaft wie auch der Jungenarbeit ist die Männlichkeit in ihrem dominanten Status zu verändern. Nun ist die Frage zu stellen, welche Prinzipien in der geschlechtsorientierten Arbeit mit Jugendlichen entwickelt werden sollten. Demnach lauten die Fragen, was sollen Jungen aus der Perspektive des sozialpädagogischen Eingreifens in ihrem (geschlechtsgebundenen) Sozialisationsprozess lernen? Und wer setzt diese Ziele um? Im Konzept der Jungenarbeit werden Zielformulierungen nur vage angedeutet. Auch in der Gleichstellungsdebatte von Mann und Frau ist die Rede von Veränderungen bis hin zu Neugestaltungen des Geschlechterverhältnisses. Doch in welche Richtung sollen diese Entwicklungen stattfinden? Denn meist geht es um diffuse Vorstellung von einer aus den Geschlechterrollen befreiende Entwicklung einer selbstbewussten, reflexiven Ich-Identität, welche sich nicht mehr durch die Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses konstituiert.

9.1 Fazit und weiterführende Überlegungen

Die Arbeit zeigt einerseits auf, dass Männer unter grossen gesellschaftlichen Druck stehen. Die ökonomischen und sozialen Veränderungen der aktuellen Zeit lassen sich nicht von heute auf morgen umsetzen. Tradierte Männlichkeitsmuster wirken noch immer latent als Verdeckungszusammenhänge mit. Für die Verfasserin hat diese Arbeit aufgezeigt, dass einerseits Männer vor der schwierigen Aufgabe der Vereinbarkeit von Familie und Beruf stehen. Aus sozialpolitischer Sicht würde dies bedeuten, dass Care-Arbeit mehr (Be-)Achtung, Respekt und (finanzielle) Anerkennung geschenkt werden muss. Aus gesellschaftlicher Sicht würde dies bedeuten, dass Care-Arbeit nicht mehr nur als Frauenarbeit betrachtet werden sollte, sondern unabhängig des Geschlechtes zu Anerkennung und Wertschätzung führt.

Andererseits hat diese Arbeit aufgezeigt, dass für die Sozialisation von Jungen männliche Bezugspersonen in der Familie, in der Schule und in den Praxisfeldern der Sozialen Arbeit (bspw. Jugendarbeiter, Sozialpädagoge, Schulsozialarbeiter, etc.) von grösster Notwendigkeit sind. Fakt jedoch ist, dass die Soziale Arbeit nach wie vor ein Frauenberuf ist, was bedeutet, dass in den Praxisfeldern zu wenig männliche Bezugspersonen sowohl für Jungen als auch für Mädchen zur Verfügung stehen. Der Anteil an Sozialarbeiterinnen im Allgemeinen ist deutlich höher als der Anteil an Sozialarbeitern. Dies hat zur Folge,

dass wenig männliche Fachkräfte und somit wenig männliche Bezugspersonen, vorhanden sind. Die folgenden Grafiken (Abb. 1+2) untermauert diese These.

	Eintritte	Studierende		
	Total	Total	% Frau	% Ausland
Architektur, Bau- und Planungswesen	1 091	4 320	29.9	19.6
Technik und IT	3 642	14 177	11.9	15.6
Chemie und Life Sciences	724	2 918	46.8	17.0
Land- und Forstwirtschaft	147	511	39.1	6.7
Wirtschaft und Dienstleistungen	6 311	28 881	44.1	18.0
Design	740	3 116	62.7	28.1
Sport	36	185	28.6	4.9
Musik, Theater und andere Künste	1 008	6 785	54.8	50.5
Angewandte Linguistik	124	475	82.3	12.6
Soziale Arbeit	1 718	7 642	73.1	10.8
Angewandte Psychologie	406	2 073	74.9	9.3
Gesundheit	2 255	8 738	83.0	14.3
Total	18 202	79 821	47.3	19.3

Abb.:1 Immatrikulation an Fachhochschulen nach Fachbereich 2019/20 (Bundesamt für Statistik)

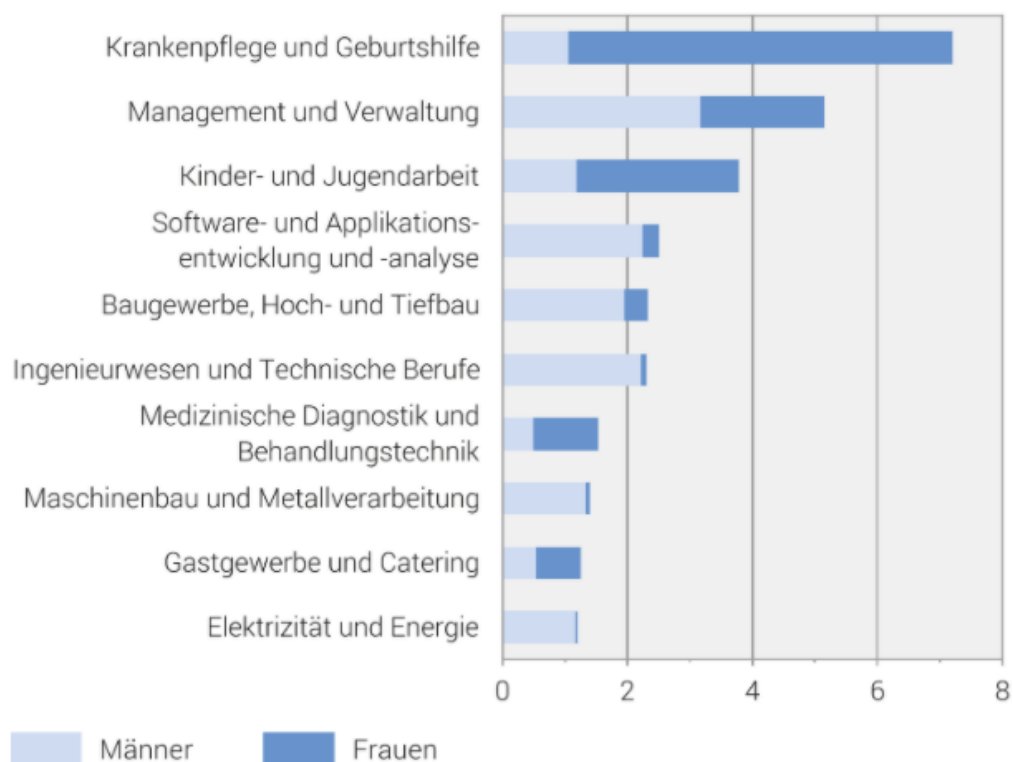


Abb.: 2 Studierende der höheren Fachschulen nach häufigsten Ausbildungsfelder und Geschlecht 2018/19 (Bundesamt für Statistik)

Die erste Grafik zeigt, dass in der Schweiz im Jahr 2019/2020 rund 7642 Studierende auf der Ebene Fachhochschule Soziale Arbeit studieren. Davon sind rund 73.1% weibliche Studierende, was bedeutet, dass der männliche Anteil in der Sozialen Arbeit unter 30% liegt. An der höheren Fachschule zeigt sich ein ähnliches Bild in der Kinder- und Jugendarbeit (vgl. Abb.: 2).

Jedoch ist es klar indiziert, dass Männer einen wertvollen Beitrag in der Sozialen Arbeit leisten können. Dies immer wieder zu betonen, erzielt allein noch keinen Fortschritt. Aufgrund dessen muss das Tätigkeitsfeld der Sozialen Arbeit attraktiver für Männer gestaltet werden. Hollstein und Matzner (2007: 346) schlagen hierfür vor, das Tätigkeitsfeld als persönliche wie berufliche Herausforderung für Männer darzustellen. Was wiederum voraussetzt, dass sowohl sich die Professionellen und auch die Organisationen für neue Kollegen öffnen.

Jedoch zeigt die Arbeit auch auf, dass die bloße Anwesenheit von Männern für die Jungen noch nicht von Nutzen ist. Wie in dieser Arbeit bereits erwähnt, kommt es auch auf die Auseinandersetzung der Fachperson mit der eigenen Männlichkeit bei Männern und mit Männlichkeit generell bei weiblichen Fachpersonen an. Die Fragen, die gestellt werden können, sind, wie eine gelingende und akzeptierte Form von Männlichkeit in der heutigen Gesellschaft aussieht, wie diese erreicht werden kann und wie die Soziale Arbeit dazu beitragen kann bzw. wie in Kapitel 8.3 dargelegt sich selbst dazu verpflichtet.

Des Weiteren muss auch der Bereich der Jungen- und Männerarbeit als professionelles Tätigkeitsfeld der Sozialen Arbeit weiterwachsen. Dies würde einerseits bedeuteten, dass Jungen und Männer als Zielgruppe besser erkannt werden und andererseits ein valides empirisch abgestütztes Wissen aufgebaut wird, idealerweise interdisziplinär (vgl. ebd.: 347). Weiter zeigt die Auseinandersetzung mit der Fachliteratur für diese Arbeit für die Autorin auf, dass die Literatur veraltet scheint. So wird in der Fachliteratur auf Studien aus den 2000er Jahren verwiesen, so beispielsweise die Repräsentativerhebung von Volz und Zulehner („Männer im Aufbruch“ 1999) (vgl. Böhnisch 2013: 221) oder das IRIS-Projekt Jungenpädagogik (2001) von Winter und Neubauer (vgl. Sturzenhecker/Winter 2010: 15) oder die Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998) von Winter und Neubauer, aus welcher dann das Variablenmodell „balanciertes Jungesein“ entstanden ist (vgl. Winter/Neubauer 2001: 37). Weitere nennenswerte Studien sind die zu „kollektiven Männlichkeitsorientierungen von Jungen in der Adoleszenz“ von Lammerding (2004), „die Einstellung von Jungen zur Schule“ von Krebs (2002) oder über Jungenfreundschaften

von Jösting (2005). Die Studie von Lammerding bringt hervor, dass Jungen Potenz und Stärke als die männlichen Grundzüge erachten, dass Homosexualität nach wie vor ein Tabu ist und Männlichkeit durch (körperliche) Leistung immer wieder neu bestätigt werden muss (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011: 174 zit. nach Lammerding 2004). Treffen diese Aussagen der Jungen auch heute noch zu, in einer Zeit, in welcher beispielsweise die gleichgeschlechtliche Ehe gesetzlich geregelt wird in der Schweiz (die Umsetzung ist noch ausstehend, Stand Dezember 2020), werdende Väter Vaterschaftsurlaub beziehen können oder auch Hausmänner (äquivalent zu Hausfrauen) vermehrt anzutreffen sind?

„Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass von einer ausdifferenzierten und systematischen Jungenforschung bislang nicht gesprochen werden kann.“ (Niederbacher/Zimmermann 2011: 176 zit. nach Winter 2008: Budde/Mammes 2009) Die Wissenschaft scheint auf den (problematischen) Teilaspekten des Alltags und des Verhaltens von Jungen zu verharren (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011: 176).

9.2 Kritische Würdigung des Erkenntnisgewinns

Es gibt weder „den“ Jungen noch „die“ Sozialisation. Aufgrund dessen besitzen diese Kristallisationspunkte weder allgemeine Gültigkeit noch sind sie von abschliessendem und umfassendem Charakter. Sie widerspiegeln die Auseinandersetzung der Verfasserin mit der ausgewählten Literatur. Wie im Kapitel zuvor festgehalten, ist diese Arbeit geprägt von nicht tagesaktueller Literatur. Die Verfasserin stellt sich daher die Frage, inwieweit die Annahmen, welche in der Literatur getroffen wurden über Jungen noch der aktuellen Situation entsprechen. Es scheint wichtig, an diesem Punkt festzuhalten, dass die Forschungsergebnisse und Theorien zum Themenfeld der Sozialisation, „(...) letztlich um Versuche einer Bestimmung dessen handelt, was relativ ältere Menschen als wünschenswertes bzw. ‚normales‘ Verhalten junger Menschen oder als Ziel von Sozialisation bzw. Entwicklung in den Lebensphasen Kindheit und Jugend ansehen.“ (Niederbacher/Zimmermann 2011: 190) Aus Sicht der Verfasserin dieser Arbeit lässt sich diese These ebenso auf das Themengebiet Jungen und Männer applizieren.

Die dargelegte Auseinandersetzung rund um die geschlechtsgebundene Sozialisation von männlichen Jugendlichen generiert einen Mehrwert für das theoretische Wissen der Verfasserin über ihr Tätigkeitsfeld in der Sozialen Arbeit. Um dieses Wissen für die Praxis konkret nutzbar machen zu können, bedarf es einer weiteren Differenzierung und Konkretisierung der Fragestellung beziehungsweise weiterer theoretischer Bezüge zu Bindungstheorie oder Lern- und Entwicklungstheorien. Des Weiteren müsste das Klientel des jeweiligen Tätigkeitsfeldes gesellschaftlich differenziert werden und das generierte Wissen auf ihre Bedürfnisse abgestimmt werden.

Ferner zeigt diese Arbeit Lücken auf, welche einerseits auf empirischer Ebene und andererseits auf gesellschaftlicher Ebene vorhanden sind. Trotz dieses Fehlens von Grundlagen, kann und muss eine Bewusstseinsgrundlage für Jungen und Männer als Adressaten der Sozialen Arbeit einerseits und als marginalisierte Geschlecht durch die Genderforschung andererseits, geschaffen werden. Genau diese Bewusstseinsgrundlage soll mit dieser Arbeit geschaffen werden. Diese Arbeit zeigt die geschlechtsgebundenen Anforderungen von Jungen im Sozialisationsprozess auf. Dabei wurde versucht, ein aktuelles Bild der Gesellschaft heranzuziehen. Es konnte festgehalten werden, dass trotz gesellschaftlichen Wandels ein tradiertes Geschlechterverständnis stets noch mitschwingt. Dies gilt es zu beachten, wenn es um den geschlechterbewussten Umgang in der Sozialen Arbeit geht. Das Erkenntnisinteresse, welches zu Beginn dieser Arbeit formuliert wurde, und vor allem auf der professionellen Tätigkeit der Verfasserin als Sozialpädagogin in einem Sonderschulheim mit männlichen Kindern und Jugendlichen beruht, konnte in dieser Arbeit aufgegriffen werden. Diese Arbeit verhilft der Verfasserin in der Praxis den Konstruktionsprozess der Klienten einerseits zu verstehen und andererseits zu unterstützen. Des Weiteren ist es der Verfasserin möglich, durch das generierte Wissen ihre Arbeitskollegen und Arbeitskolleginnen mit fachlichem Wissen zu unterstützen, wenn es um eben diese Prozesse geht. Somit ergeht aus dieser Arbeit einen fachlichen, berufsspezifischen sowie persönlichen Mehrwert für die Verfasserin.

10 Quellenangaben

10.1 Literaturverzeichnis

- Bereswill, Mechthild/ Ehlert, Gudrun (2011). Geschlecht. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 162-164.
- Bereswill, Mechthild/ Ehlert, Gudrun (2011). Geschlechterverhältnisse. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 167-169.
- Behnisch, Michael (2012). Jungen in Erziehungshilfen. In: Matzner, Michael/ Tischner, Wolfgang (Hg.) (2012). Handbuch Jungen-Pädagogik. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S.176-188.
- Beck, Susanne/ Diethelm, Anita/ Kerssies, Marljke/ Grand, Oliver/ Schmocker, Beat (2010). Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Eine Argumentarium für die Praxis der Professionellen. Bern: AvenirSocial.
- Böhnisch, Lothar (2011). Entgrenzung. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 107-109.
- Böhnisch, Lothar (2013). Männliche Sozialisation. Eine Einführung. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Bundesamt für Statistik (o.J.). Psychische Gesundheit. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/gesundheit/gesundheitszustand/psychische.html> [Zugriffsdatum: 21.12.2020].
- Bundesamt für Statistik (o.J.). Fachhochschulen. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/personen-ausbildung/tertiaerstufe-hochschulen/fachhochschulen.html> [Zugriffsdatum: 26.12.2020].
- Bundesamt für Statistik (o.J.). Höhere Fachschulen. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/personen-ausbildung/tertiaerstufe-hoehere-berufsbildung/hoehere-fachschulen.html> [Zugriffsdatum: 29.12.2020].
- Bütow, Brigit (2011). Jugend. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 213-216.

- Connell, Robert W. (2006). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Diefenbach, Heike (2012). Jungen und schulische Bildung. In: Matzner, Michael/ Tischner, Wolfgang (Hg.) (2012). Handbuch Jungen-Pädagogik. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S.109-126.
- Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Fend, Helmut (2005). Entwicklungspsychologie des Jugendalters. 3., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine/ Robert, Günther (2011). Doing Gender. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 95-98.
- Hagemann-White, Carol (2011). Zweigeschlechtlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 444-446.
- Hochuli Freund, Ursula/Stotz, Walter (2015). Kooperative Prozessgestaltung in der Sozialen Arbeit. Ein methodenintegratives Lehrbuch. 3. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hollstein, Walter/ Matzner, Michael (2007). Soziale Arbeit mit Jungen und Männern. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Hurrelmann, Klaus/ Bauer, Ulrich (2015). Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. 11. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Hurrelmann, Klaus/ Quenzel, Gudrun (2013). Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 12., korrigierte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jähnigen, Roland (2010). Offene Jugendarbeit: Jungenarbeit in der offenen Arbeit mit Kindern und Teenis. In: Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard (Hg.) (2010). Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. 3. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag. S.157-169.
- Jösting, Sabine (2005). Jungenfreundschaften. Zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King, Vera (2011). Adoleszenz. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 21-23.

- Lenz, Karl (2011). Sozialisation. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 385-387.
- Matzner, Michael (2007). Das vernachlässigte Geschlecht – Jungen, Männer und Männlichkeit in der Soziale Arbeit. In Hollstein, Walter/ Matzner, Michael (Hg.) (2007). Soziale Arbeit mit Jungen und Männern. München: Ernst Reinhardt Verlag. S. 13-32.
- Matzner, Michael (2012). Jungen brauchen Väter. Zur Bedeutung von Väter in der Entwicklung, Erziehung und Bildung von Jungen. In: Matzner, Michael/ Tischner, Wolfgang (Hg.) (2012). Handbuch Jungen-Pädagogik. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S. 349-363.
- Meuser, Michael (2011). Hegemoniale Männlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 197-199.
- Meuser, Michael (2011). Männlichkeit(en). In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 277-280.
- Niederbacher, Arne/ Zimmermann, Peter (2011). Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ Springer Fachmedien.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2011). Patriarchat. In: Ehlert, Gudrun/ Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.) (2011). Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 313-315.
- Rendtorff, Barbara (2006). Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard (Hg.) (2010). Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. 3. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Theunert, Markus (2016). Die andere Geschlechterpolitik. In: Aigner, Josef Christian (Hg.) (2016). Der andere Mann. Ein alternativer Blick auf Entwicklung, Lebenslagen und Problem von Männern heute. Giessen: Psychosozial Verlag. S.165-187.
- Winter, Reinhard (2016). Der werdende Mann. Jungen und ihre Problemlagen heute. In: Aigner, Josef Christian (Hg.) (2016). Der andere Mann. Ein alternativer Blick auf Entwicklung, Lebenslagen und Problem von Männern heute. Giessen: Psychosozial Verlag. S.37-58.

Winter, Reinhard/ Neubauer Gunter (2001). Dies und Das. Das Variablenmodell „balanciertes Junge- und Mannsein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern. Tübingen: Neuling Verlag.

Wolters, Jörg-Michael (2012). In: Matzner, Michael/ Tischner, Wolfgang (Hg.) (2012). Handbuch Jungen-Pädagogik. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S. 288-261.

10.2 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Immatrikulation an Fachhochschulen nach Fachbereich 2019/2020. Bundesamt für Statistik. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/personen-ausbildung/tertiaerstufe-hochschulen/fachhochschulen.html> [Zugriffsdatum: 26.12.2020]

Abbildung 2: Abb.: 2 Studierende der höheren Fachschulen nach häufigsten Ausbildungsfelder und Geschlecht 2018/19. Bundesamt für Statistik. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/personen-ausbildung/tertiaerstufe-hoehere-berufsbildung/hoehere-fachschulen.html> [Zugriffsdatum: 29.12.2020].